

Agnes Miegel

Prosa

Agnes Miegel

**Eine Persönlichkeit
der Neueren Literatur**

Prosa

Bärbel Beutner

1992

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	Seite 5
<i>Geschichten aus Altpreußen</i>	Seite 7
<i>Mythisches und Magisches</i>	Seite 23
<i>Sterbestunden</i>	Seite 28
<i>Heimkehr und Flüchtlingsschicksal</i>	Seite 31
<i>Schlußbetrachtung</i>	Seite 37
<i>Anmerkungen</i>	Seite 41

Bildnachweis:

I. Umschlagseite: Dr. Walter Boje, Hamburg-Blankenese
Seite 3: Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf
Seite 6, S. 32, S. 36, S. 40: Agnes-Miegel-Gesellschaft, Bad Nenndorf
Seite 24, S. 39: Archiv LO, Abt. Kultur/Frauenreferat

Herausgeber: Landsmannschaft Ostpreußen, Abt. Kultur,
Parkallee 86, 20144 Hamburg

Druck: Druckerei Sund, 25746 Heide

2. Auflage 1994

Wir danken der Agnes-Miegel-Gesellschaft, Bad Nenndorf,
für ihre freundliche Unterstützung.



Agnes Miegel

Vorwort

Das vorliegende Bändchen versteht sich als Ergänzung des Arbeitsbriefes »Agnes Miegel. Eine Persönlichkeit der Neueren Literatur. Balladen und Lyrik«. Der 1991 herausgekommene Arbeitsbrief enthält eine Einführung in Agnes Miegels Lebenslauf und in ihr Gesamtwerk, so daß auf diese Aspekte hier ganz verzichtet worden ist.

Es lag nahe, Agnes Miegel zunächst als Lyrikerin und vor allem als Balladendichterin vorzustellen, da die Literaturgeschichte ihr als Erneuerin der deutschen Ballade einen besonderen Rang einräumt. Ihr erzählerisches Werk setzt erst im vorgerückten Alter ein, doch steht es an Bedeutung dem lyrischen Werk nicht nach. Es ist auch sehr umfangreich; über fünfzehn Bände Erzählungen lassen sich ausmachen.

So mußten wir uns hier wiederum beschränken. Es wurden vorwiegend die Erzählungen ausgewählt, die in den Gruppen vorgestellt oder vorgelesen werden können. Am ausführlichsten werden dabei die »Geschichten aus Altpreußen« behandelt, die sich thematisch auch am ehesten anbieten. Geheimnisvolles und Magisches trifft man überall an in Agnes Miegels Welt; auch dieser Aspekt wurde ausgewählt, ebenso wie die tiefe Verbundenheit mit dem Tode, die den existenziellen Gegenpol zu Lebensfreude und Sinnenlust bildet. Das ostpreußische Schicksal, Heimatverlust und Vertreibung, kommt natürlich auch zur Sprache.

Das Literaturverzeichnis enthält nur die für diesen Arbeitsbrief unmittelbar herangezogenen Bücher. Wieder gilt unser Dank dem Eugen Diederichs Verlag für die freundliche Genehmigung zum Nachdruck.

Agnes Miegel führt den Leser in bunte Welten voller Leben. Er erhält einen Geschichtsunterricht, der alle seine Sinne anspricht, er erlebt mächtige Naturgewalten, menschliche Leidenschaften, geheimnisvolle Kräfte und schlichtes bürgerliches Leben mit; er sieht Krieg und Gewalt, Hilfsbereitschaft und kindliches Spiel. Der vorliegende Arbeitsbrief kann nur eine Anregung sein, sich tiefer in die erzählte Welt Agnes Miegels hineinzubegeben. Der Leser wird fasziniert sein, und für die Forschung liegt in dieser faszinierenden Prosadichtung noch ein weites Feld.

Dr. Bärbel Beutner



Agnes Miegel 1927

Geschichten aus Altpreußen

Als Balladendichterin kam Agnes Miegel zu frühem Ruhm, als Erneuerin der Ballade ging sie in die Literaturgeschichte ein, und später sah sie in diesem Ruhm ein Hindernis. Bis heute gilt sie auch bei ihren Kennern als die große Lyrikerin, deren erzählerisches Werk hinter dem Rang ihrer Lyrik zurücktritt. Doch ihr Prosa-Werk gehört ohne Zweifel zur ganz großen Literatur.

Sie begann erst spät, Erzählungen zu schreiben. Zwei Lyrik-Bände lagen vor und als drittes Buch der Band »Gedichte und Spiele«, als Agnes Miegel ihre Tätigkeit bei der »Ostpreußischen Zeitung« aufnahm und zunächst Zeitungsberichte wie Theaterkritiken, Beiträge über Ausstellungen, Konzerte und auch Mode schrieb, ferner die berühmten »Spaziergänge einer Ostpreußin«. Doch dann kommt der erste Prosa-Band: »Geschichten aus Altpreußen«, 1926 im Eugen Diederichs Verlag erschienen. Agnes Miegel stellt sich als Erzählerin vor, und sie wählt den Themenbereich, der schon in einigen Balladen und in den Ostpreußenliedern aus den zwanziger Jahren angeklungen ist: die Geschichte und die Wesensart der Heimat. Einen großen historischen Bogen schlägt sie in diesem ersten Prosaband. Der Leser wird auf die Spuren preußischer und preußischer Geschichte geführt, und so großzügig wie der zeitliche Rahmen ist auch der geographische Raum. Von Byzanz, Salzburg und dem Weserbergland gehen die Linien bis zur Samlandküste, Kulturen und Religionen treffen und kreuzen

sich, Jahrhunderte werden lebendig — eine weite, bunte Welt eröffnet sich. Ostpreußen ist groß und weit; zahlreiche Nationen trafen sich dort, Rassen vermischten sich, christliche Konfessionen gingen geheime Symbiosen mit naturreligiösem Erbe ein, und Kriege, Umwälzungen und Reformen wirkten sich dort anders aus als in westlicheren Gegenden. Die Dichterin hat eine reiche Geschichte zur Verfügung, und sie läßt sie so anschaulich erstehen, daß die Frage, woher sie manche Details wissen konnte, bis heute nicht beantwortet ist.

Die vier Erzählungen in dem ersten Prosaband sollen hier unter historisch-chronologischem Aspekt betrachtet werden. So steht die Erzählung »Landsleute« an erster Stelle, die im Byzanz des 5. Jahrhunderts spielt. Agnes Miegel hat selbst die Reihenfolge der Erzählungen erläutert¹⁾. Es geht um eine junge Samländerin, die auf abenteuerliche Weise nach Byzanz geraten ist. Durch Intrigen wird sie zum Tode durch die Zirkustiere verurteilt, in der Nacht vor der Hinrichtung aber von einem Landsmann aus dem Kerker befreit. Die beiden kehren in ihre Heimat im Norden zurück.

Der Leser wird in den Kerker geführt, in dem Ita, die Heldin, zusammen mit verschiedenen Leidensgenossinnen auf ihr Schicksal wartet. Die erzählte Zeit, also die Zeit, die in der Erzählung abläuft, umfaßt kaum 24 Stunden. Die drei Einheiten der griechischen Tragödie scheinen hier beachtet zu werden: die Einheit des Ortes (die ganze Geschichte spielt im Kerker), die Einheit der Zeit (vierundzwanzig Stunden vergehen) und die Einheit der Handlung (es geht nur um die Befreiung Itas, verknüpft mit ihrer Vorgeschichte). Die Szenerie ist einfach, die Handlung auch. Und doch entsteht ein Sittengemälde von seltener Buntheit und Dichte.

Ita schließt Freundschaft mit einer alten Kupplerin, die über allerlei geheime Kenntnisse über Befruchtung und Verhütung, Potenz und Abtreibung verfügt und sich nun mit ihrem Schicksal abgefunden hat. Sie stammt von einem Dorf, aber sie kennt das Leben in der Stadt, das Leben überhaupt. Von der »neuen Religion« spricht sie mit Skepsis; sie trägt noch ihre Amulette, und ein Phallus-Kettchen schenkt sie Ita für den künftigen Kindersegen. Von ihrer äußeren Erscheinung her verkörpert sie das Heidnisch-Sinnliche, das Mütterliche und Animalische, Fruchtbarkeit und auch Wildheit, den Gegensatz zu dem christianisierten und offenbar verlogenen und dekadenten Byzanz. Ihre Kleidung und ihr Schmuck wirken wie die einer Zigeunerin. »Ita sah die Alte an, den dicken Bauch unterm wippenden grellroten Rock mit den Flittern, das großgemusterte Gürteltuch unter den riesigen Brüsten [...], die klirrenden Glasperlenketten mit den Amuletten [...], die blinkenden Messinggehänge der Ohren unter dem wirren Grauhaar ...«²⁾ Zugleich ist sie die »große Mutter«, bei der Ita Schutz und Trost findet, die in ihrem Leben alles Elend durchgemacht hat und weise geworden ist. Sie hat etwas von einer Pythia. »Weissagung lügt nicht«, sagt sie. »Nur dunkel ist sie. Nachdenken muß man über sie. Und wenn man ihren Sinn erfaßt hat, anders ist es doch, als man meint. Zu spät weiß man's«³⁾. Ihr Leben hat sie in den Liebesdiensten der »Großen« verbracht, ihr eigenes Töchterchen hat sie getötet, als es für ein Leben als Dirne erzogen werden sollte, aber Ita nennt sie im Laufe der Stunden »Mutterchen«.

In dem engen, stinkenden Kerker breiten sich verschiedene Welten vor dem Leser aus. Da ist zunächst die Roheit und Menschenverachtung der Gefängniswelt. Zynisch sagt die Alte ihren jungen Gefährtinnen voraus, daß sie vor ihrem Tode den Wärtern zu Willen sein müssen und auf keinen Fall als Jungfrau sterben werden. Der Aufseher »ordnet« die Gefangenen denn auch den entsprechenden Stellen zu, als er sie nach ihren letzten Wünschen fragt. Die Frauen werden schonungslos in ihrem Elend, ihrer Erniedrigung und ihrer menschlichen Schwäche gezeigt.

In dieser Gefängniswelt wird nun das reiche und korrupte Byzanz lebendig, in den Unterhaltungen zwischen der Alten und Ita. Die Alte kennt die Dekadenz am Hofe der Eudoxia und bestätigt Itas Erzählungen von Intrigen und Perversitäten. Eine verderbte Welt dringt in das Verließ, dargestellt mit dem Mittel des Botenberichts. Wie in der Tragödie die großen Katastrophen, so werden hier die krankhaften Leidenschaften, das Treiben mit Lustknaben, Eunuchen und falschen Priestern geschildert durch das Gespräch der beiden Frauen. Die Alte kann ihre Erfahrungen mit der Gesellschaft des verderbten Byzanz beisteuern.

Ita erzählt ihre Lebensgeschichte, berichtet von ihrer Herkunft als Tochter eines samländischen Häuptlings, die, obwohl frei geboren, von ihren ahnungslosen Verwandten in großer Notzeit durchziehenden Bernsteinhändlern mitgegeben wurde; ihre Verwandten konnten nicht wissen, daß das byzantinische Sklaverei für sie bedeuten würde. Die Hinterhältigkeit der Eudoxia, ihrer Herrin, brachte ihr schließlich den Kerker und das Todesurteil.

In diesem finsternen Gefängnis kommen ihr nun die Erinnerungen und damit die schmerzliche Sehnsucht nach der Heimat. Aufgewühlt durch die Fragen der Alten nach ihrer Geschichte, bricht sie schließlich in ein Gebet in ihrer Muttersprache aus. Diese Stelle ist wohl das Herz der Erzählung; es ist das Zusammentreffen aller Religionen auf engstem Raum. Die Alte sitzt neben dem Kohlebecken und raucht eine Pfeife, die sie sich als letzten Wunsch erbeten hat. Die Szenerie bekommt etwas Indianerhaftes, als ob die Nähe der großen Gottheit zu erwarten sei. »Ita rutschte neben sie, sah in das alte Gesicht, das von der roten Glut beleuchtet, fremd und geheimnisvoll schien wie das Bild einer Gottheit. Die Augen unter den schwarzen Brauen funkelten wie aus dunklem Bernstein«⁴⁾. Ein Stück weiter betet die mitgefangene Jüdin, murmelnd und schaukelnd »das Sterbegebet«, wie die Alte erklärt. Die Mutterreligion der drei monotheistischen Religionen ist damit ebenfalls gegenwärtig. Das Alttestamentarische steht ebenso für das Ur-Menschliche, ewig Gültige, wie die Naturverbundenheit der heidnischen Kulte. Die alte Kupplerin, das Mutterchen, bricht schließlich in ein heidnisches Gebet an die große Mutter aus, während die Jüdin zeitgleich den alleinigen Vater-Gott anruft. Das Gebet an die Mutter als die Schöpferin, Erzeugerin und Erhalterin nimmt im Text einen großen Raum ein.

»Aus dem Samen des ersten Karpfens, des goldschuppigen, stiegst du, Mutter, als er milchig rann in das azurne Blau. Hoch schob sich die Woge, hoch die Feste, sich wölbend dich zu tragen, sich begrünend mit Gras und Klee, als dein Fuß sie berührte. Von deinem Scheitel, Goldblonde, stäubte der Blütenstaub, troff der Honig, du Bienenumsummte. Du klatschtest in deine Hände, Erschafferin, und der Stier sprang durch die Wiesen. Du

klatschtest in deine Hände, und der Widder fiel aus der Sonne nieder und bot dir sein Vließ. Mann und Weib rollten aus deinen Händen, und du lehrtest sie dein Spiel, Erzeugerin. Aus deinen Brüsten rinnen die Ströme, die sprudelnden, die die Felder tränken, daß die Ähren wachsen dir zum Lager, die Rebe dich zu erquicken, du Gnädige, du Spenderin, du Bewahrerin, heilige Gebälerin —«⁵⁾

Dieses Gebet reißt in Ita alle Erinnerungen wach: Erinnerungen an Kindsnöte und Geburten, die sie beobachtet hat, an helfende Gebete für die Kreißende und Hilfe für das Kind im Mutterleib. Die Erinnerung an die eigene Mutter wird übermächtig und an alle Gegenstände der Heimat: *»Alles sah sie wieder vor sich: das Vorratshaus, in dem es nach Kräutern und Obst roch und rieselndem Korn, die bunte Bettlade mit den groben Decken, dem federgefüllten Sack, die Elchhaut darüber, die große Holzkiste, auf der die gelben tönernen Schalen standen mit den weißen Kringeln drauf«⁶⁾*. Das altgriechische Gebet an die Urmutter setzt in Ita die Worte ihrer Sprache für das Gebet an das große Vaterchen frei. Der Anblick des bestirnten Himmels über ihr — mühselig durch das vergitterte Kellerfenster erlangt — ist die weitere Kraft, die das Gebet bewirkt. Sie sieht in dem blauen südlichen Nachthimmel *»den heiligen Wagen«, nach der Unterweisung ihres Oheims »der Heerwagen, der durch die Ewigkeit rollt und die Seelen ihres Volkes trägt«⁷⁾*. Sie betet zu dem »guten Vaterchen«, der alle Naturkräfte beherrscht, die Winde und den Schnee, die Saat und die Fische, und alles fügt er zum Wohle des Menschen.

»Den Nordenwind läßt er wehn, den Westenwind! Die Segel bläst er auf, daß wir fahren können. Das Loch öffnet er, tief in der See und füllt unsere Netze mit schönen Fischchen. Ohe, das Vaterchen, das gute Vaterchen!

Er schickt den Nordenwind, er schickt den Ostenwind! Den Schnee läßt er fallen, das weiße Schneechen, damit die Saat schläft, das gute Brotchen, daß wir nicht hungern im Sommer. Den Schnee läßt er fallen, das weiße Schneechen, daß wir nicht hungern im Winter, die Spur sehn des Räubers, des hungrigen, gierigen, am Schafstall, die Spur sehn des Elches unten im Erlenbruch!

Ohe, das Vaterchen, das gute Vaterchen, ohe —«⁸⁾

Auf Itas lautes Gebet wird in derselben Sprache geantwortet: Ein junger Soldat betritt den Kerker, *»der Kopf ein wenig länger, ein wenig schmaler in den Schläfen als der ihrer Brüder, aber ebenso blond«⁹⁾*. Sie erkennt den Landsmann; bevor sie sich näher bekanntmachen, sprechen sie von »zu Hause«. *»Zu Hause ist Julfest!«¹⁰⁾* Widimer, ein Samländer wie Ita, ist Soldat in des Kaisers Diensten. Der Plan zur Flucht kommt schnell, aber er zögert, hat er doch einen Eid geschworen. Ita zerstreut seine Bedenken: Den wortbrüchigen Byzantinern ist man keine Eidestreu schuldig, und die Taufe gilt für sie auch nicht. Die Alte macht den Wächter betäubt, indem sie ihm Geheimnisvolles in die Tabakspfeife mischt, und rät zur Flucht. Unterwegs nehmen sie die Jüdin mit, die den Wächter, der sie schänden wollte, erstochen hat — wie Judith im Alten Testament den Holofernes. Ita zieht Männerkleidung an, ist glücklich, als sie die Fluchtpferde sieht, und sie müssen einen farbigen Wächter erstechen,

bevor sie mit Hilfe eines ins Gefängnis geschmuggelten Schlüssels aus dem Tor kommen. Die Jüdin können sie ihren Eltern übergeben; der Vater verspricht ihnen den Segen des Gottes seiner Väter. *»Und sie sprengten davon in die Nacht, nach Norden!«¹¹⁾*

Diese erzählte Welt Agnes Miegels ist voller Leben, voller Sinnlichkeit und Dramatik. Die Interaktionen zwischen den Personen wechseln schnell, ebenso ihre Stimmungen, ja sogar ihre Persönlichkeitsmerkmale. Sie vereinigen Widersprüchliches in sich, wie die alte Kupplerin, die Gemeinheit und Zynismus mit Warmherzigkeit und Hilfsbereitschaft verbindet. Der Handlungsablauf vieler Erzählungen hat etwas Balladenhaftes; wie in der Erzählung »Landsleute« sorgt ein knapp bemessener Zeitraum für eine Beschränkung der Ereignisse, nur erweitert durch Rückblicke. Die entscheidenden Stunden werden ausgewählt, so entstehen Spannung und Dramatik.

Diese Erzählungen — »Die Fahrt der sieben Ordensbrüder« ebenso — haben novellistischen Charakter. Sie beginnen mit dem entscheidenden Ereignis, mit der unerhörten Begebenheit, und führen den Leser gleich mitten in das Geschehen. Dem stehen breit angelegte, epische Passagen gegenüber, Beschreibungen, die alle Sinne des Lesers ansprechen. Der Leser riecht den Gestank des Kerkers und empfindet den befreiend kalten Nachtwind; er sieht den bunten Schmuck der alten Kupplerin vor sich, hört die verschiedenen Sprachen des Völkergemischs und bekommt eine Ahnung von der schwülen Sinnlichkeit im Palast und im Gegensatz dazu von der naturverbundenen Lebensart der Samländer.

Diese Beschreibungen sind das besondere Phänomen in »Die Fahrt der sieben Ordensbrüder«, jener Erzählung unter den altpreußischen Geschichten, die immer wieder als die bedeutendste herausgestellt wird. Anni Piorreck widmet ihr mehrere Seiten voller Bewunderung. Sie gibt eine genau Inhaltsangabe der Geschehnisse im Samland um 1300, um dann festzustellen, daß man damit nicht vermitteln kann, *»Was in dieser Geschichte eigentlich vor sich geht!«¹²⁾* Wieder zieht nur eine Nacht vorbei, eine eisige Winternacht, die das Ende der preußischen Geschichte bringt. Der letzte Preußenfürst stirbt, die Preußenaufstände sind endgültig niedergeschlagen, und die Ordensherrschaft wird die nächsten zweihundert Jahre andauern. Aber zunächst die Inhaltsangabe von Anni Piorreck: *»Der sogenannte 'Stoff' der Erzählung ist schnell berichtet und kann doch wenig von dem eigentlichen Gehalt der Dichtung aussagen: Unter der Führung des mit einem hohen Amt des Ordens betrauten Hauskomturs Friedrich von Wolfenbüttel haben sich im Winter einige Ordensbrüder mit je einem englischen und burgundischen Gastherrn des Ordens, dazu ein paar Junker und Knechte, im Samland verirrt. Sie treffen einen alten Preußen, der sie zum Hof des sterbenden Preußenfürsten Dorgo führt. Zum dortigen 'Zarm', dem alten Totenmahl, haben sich viele Preußen eingefunden. Tief erregt durch den bevorstehenden Tod ihres Fürsten fordern die dort Versammelten nach altem sakralem Ritus drohend den Tod der deutschen Herren als Totenopfer. Dies wird verhindert durch das Erscheinen des Preußenführers Skurdas, des letzten, der vor vielen Jahren seinen Stamm zum Aufstand führte und der zugleich die heimliche Hoffnung aller Preußen war. Er zeigt ihnen seine riesige eiternde Wunde in der Brust und bringt damit zum Ausdruck, daß nicht mehr mit ihm zu rechnen sei. Er verweist*

auf das alte heilige Recht der Gastfreundschaft und verspricht der wartenden Menge, daß der sterbende Fürst ein reiches Totenopfer haben solle. Dieses Opfer erleben die Ordensritter, die auch den todkranken Fürsten sehen dürfen, erst am andern Morgen, als es geschehen ist, nachdem Tiere, Knechte und die beiden kindlichen Enkel des Fürsten durch den alten Priester der Prußen getötet worden sind. Kurz bevor der große Prußenhof in Flammen aufgeht, reiten die Ritter — starr vor Grauen und Entsetzen — wieder zurück«¹³⁾.

Eine schneebedeckte Weite dehnt sich vor dem Leser aus, eine »blendende Helligkeit, die ohne Licht und Schatten, ohne Nähe und Ferne war«¹⁴⁾. Durch schneidenden Ostwind ziehen die Ordensbrüder durch eine Einöde, die etwas Urweltliches an sich hat. Greifbar und lebendig werden die Ordensritter, erscheinen vital und natürlich, so daß der Leser gleich weiß, »was das für Kerls waren«, denn das wollte Agnes Miegel zeigen¹⁵⁾. Sie zeigt ihre Gesichtszüge, ihre winterliche Ausstattung, ihre Pferde. Und ebenso wird dem Leser der alte Prußenhof gezeigt, den die Ordensritter unter Führung eines alten Prußen aufsuchen, da sie heute doch nicht mehr an ihr Ziel kommen werden. Präzise und anschaulich wie ein Film laufen die Geschehnisse vor dem Leser ab, werden ihm die Einrichtungen und Lebensformen eines fürstlichen Prußenhofes vorgeführt, versehen mit vielfältiger Symbolik. Man nähert sich mit den Ordensbrüdern dem Hof, von einem Holzzaun umgeben, reitet oder fährt durch das mächtige Holztor über den großflächigen Innenhof an Scheunen und Ställen vorbei und betritt die weite, fürstliche Wohnhalle, deren Lichtschein durch die mit feingegerbtem Leder zugenagelten Fensteröffnungen schon vorher durch die Dunkelheit gedrungen war. Man steht der Tochter des sterbenden Fürsten gegenüber, einer Dame im Witwenkleid und in der Tracht einer deutschen Edelfrau, die, wie sich bald herausstellt, in einem Kloster erzogen wurde und ein — fast — akzentfreies Deutsch spricht.

Die reich ausgestattete fürstliche Halle wird bis ins Detail beschrieben, ebenso die Bettstatt des sterbenden Fürsten.

»Goldbraun wie eine uralte Bienenwabe, sah dies einem Burgsaal nicht unähnlich. Geflochtne Binsenteppiche bedeckten den Estrich, bunte Teppiche in seltsamen Mustern, die blaue Männer, geschnäbelte rote Schiffe, grüne und lila Kreuze und Vögel auf hellrotem und weißem Grund zeigten, hingen von den Wänden über den Holzsitzen. An der Ostwand war ein neuer deutscher Kamin eingebaut. Aus großen Kloben schlug das Feuer in den mächtigen Herdmantel. Ein feiner blauer Qualm kam von dort. Zwei Mägde mit weißen Tüchern um den Kopf knieten vor dem Feuer, schwenkten glimmende Wacholderzweige und warfen Wacholderbeeren und Bernsteingrus aus einer kleinen Tonschale auf die Glut. Große Holzstühle, mit Fellen bedeckt, standen davor.«¹⁶⁾

»Das breite Bett war mit schneeweißen glänzenden Leinentüchern bedeckt, die bis auf die Stufen hingen und auch über die Wolldecken und Pelze gebreitet waren. Nur eine Decke aus Eisvogelbälgen lag zu Fußende drüber und die breiten bunten Bortenbänder, an denen der Kranke sich sonst aufgerichtet und an denen seine Hände nun zupften, gelblich wie feines Wachs, zart und schmal wie Frauenhände.«¹⁷⁾

Die Gerätschaften im Prußenhaus werden vorgeführt, die Ritter werden bewirtet und erhalten ein Nachtlager, und wenn der Leser ihre Gespräche und ihren Umgang miteinander »be-lauscht«, so merkt er immer wieder, »was sie für Kerle sind«. Askese und Frömmerei liegen ihnen fern; manch einer tut sich schwer mit seinem Gelübde und möchte frei sein und heiraten, was einer der sieben am Ende der Erzählung auch tun wird.

Während die Ritter drinnen nach dem heiligen Gesetz der Gastfreundschaft Aufnahme finden, strömen draußen immer mehr Gestalten durch die dunkle Winternacht herbei. Im Hof ballt sich eine große Menschenmenge zusammen: Prußen, die von überallher gekommen sind, um bei dem Sterben ihres Fürsten anwesend zu sein und am großen Zorn teilzunehmen. Eine große Volksmenge ist es; das Volk, von dem anfangs der Ritter Obernitz gemeint hatte, es sei wohl nicht mehr da, »bloß Bettler und alte Weiber und so was«¹⁸⁾, hier ist es vertreten, und es wird auch nicht spurlos untergehen. Doch seine Kampfkraft ist gebrochen; das zeigt der Held Skurdas, als er auf seine Wunde verweist.

Der Tod des Fürsten wird durch langanhaltende, gellende Schreie verkündet. Schon bei der Ankunft der Ordensritter hatten die Hunde geheult — in dieser Welt der Naturgottheiten sind Mensch und Tier noch eine Einheit. Und nach heidnischen Brauch muß für den toten Fürsten ein Totenopfer gebracht werden. Der Ritter Hasenkop erblickt den aufgebahrten Fürsten, während draußen auf dem Hof bei Fackelschein gegessen und getrunken wird. Die Beschreibung des Saales gehört zu den dichtesten und informativsten Passagen im Werke Agnes Miegels. Es ist ein Einblick in die Totenrituale der alten Prußen von ganz großem kulturhistorischen Wert, bis hin zu den Totengebeten, die von dem greisen Priester Supplit, der die Ritter zu dem Hofe geführt hat, vorgetragen werden¹⁹⁾.

»Die Halle sah anders aus als am Abend. Stühle, Felle, Decken, die bunten Bettvorhänge — alles war schon fortgeschafft, das Feuer im Kamin gelöscht und sorgfältig ausgekratzt. Dafür war es, als ob der Winter hier eingezogen wäre. Es war eisigkalt, wenn auch die Fenster nun wieder verhängt waren. Über sie und die Wände, über Bettstatt und Kamin waren große weiße, vor Alter gelbliche Decken aus kostbarem schneeweißen Tuch gebreitet. Der Fürst lag in der Mitte des Saales aufgebahrt auf einem mit weißen Decken belegten breiten Lager, aus dem mächtige Kiefern- und Tannenäste sahen, auf denen noch der Schnee lag. Es mußte auch Heu darunter sein, ein Sommerduft von Kräutern stieg mit dem Harzgeruch von dem breiten Lager. Der Tote selbst lag schon in dem jetzt noch weit aufgeklappten Leichensack aus blutroter, glänzender Leinwand. Eine furchtbare Müdigkeit war auf dem mächtigen wächsernen Gesicht, das in dem wilden dunkelgrauen Haar, dem breiten Bart wie ein Löwenhaupt auf der purpurnen Decke lag. Er trug den schneeweißen Leinenrock der Waidelotten. In den frauenhaft zierlichen Händen, deren zarte Finger der Tod krümmte, hielt er ein ungefüges riesiges Schwert. Griff und Gehenk waren von kunstvoller Arbeit aus altersschwarzem Silber mit großen Amethysten in den glänzenden Schnecken-spiralen. Eine uralte Kette aus unregelmäßigen Amethysten, aus altersrotem Bernstein, gläsernen und silbernen Kugeln hing um seinen Hals und lag wie ein Kranz um den gelb

und roten Apfel auf seiner Brust und die kreuzweis gebundenen, an den Spitzen umgeknickten Rautenzweige. Den weißen Ärmel am linken Arm schnürten drei Armringe, die aus Silber gedreht mit vergoldeten Silberschnüren umwunden, wie kleine Schlangen um die Leinwand lagen. Unter den wirren Locken blitzten die großen durchbrochenen Gehänge, die von dem bronzenen Stirnreif niederhingen und tiefe Schatten auf die eingesunkenen Augen warfen.

Licht geisterte hin und her über das Totengesicht. Es kam von dem Feuer, das in einer grünen flachen Schale zu Kopfende des Toten brannte. Sie stand sehr hoch auf dem flachabgesägten Stubben einer riesigen Esche. An ihm lehnte der alte Supplit in seinem weißen Kittel mit der weißen Stirnbinde, selbst wie ein Toter. Zwei weißgekleidete junge Männer knieten vor ihm mit verbundenem Mund und reichten ihm aus ihren Kitteln Kienäpfel, zerkleinerter Harz und kleine Zweige zu. Jedesmal, wenn er mit einem flachen Silberlöffel neue Nahrung in die aufprasselnde und qualmende Glut in der Schale warf, neigte sich der Alte über den Toten und fragte ihn:

'Hast du nicht schöne Söhne gehabt, tapfere?'

'Hast du nicht schöne Töchter gehabt?'

'Hast du nicht edle Pferde gehabt?'

'Bist du nicht der letzte unsrer Fürsten gewesen?'

— und schien auf Antwort zu warten. Die kam von den in weiße Laken gehüllten Weibern, die, je sechs und sechs, rechts und links von dem Totenlager auf dem mit Tannenspitzen und weißem Sand bestreuten Estrich lagen, sich hin- und herwiegen und in schrillsten Tönen kreischten: 'Und dennoch bist du gestorben! Ach, Ach! Und dennoch bist du gestorben!'

Das Totenopfer selbst wird nicht geschildert. Schreie und Geheul zerreißen immer wieder die von mancherlei schauriger Geschäftigkeit erfüllte Nacht. Herrliche Pferde (die Prußen waren bedeutende Pferdezüchter wie ihre Nachfahren), eine starke Meute (sie verstanden die Jagd, auch diese Tradition überlebte, bedingt durch die wildreichen Wälder, die Jahrhunderte) werden vorübergeführt — wohin, wissen die Ritter nicht. Früher als die Ritter aber ahnt der Leser, welches Schicksal den beiden Enkelsöhnen des Fürsten bevorsteht, die sich gleich zu Anfang voller Zutrauen mit den Rittern angefreundet haben. Sie sind getauft wie ihre Mutter, tragen ein byzantinisches Kreuz und haben trotz ihrer Kindlichkeit schon ihre Zukunftspläne: Sie wollen Ritter werden beim Kaiser. Jedenfalls erzählt so der Jüngere der beiden. Der Ältere weiß um sein Schicksal und um das seines Bruders, und auch dem Ritter Kienheim wird es klar, als er die Kinder weiß gekleidet sieht. Doch die Ritter sind nicht fähig, einzugreifen, als die Kinder fortgeführt werden; sie bleiben zurück und beten. Die christlichen Gebete können das Kinderopfer nicht verhindern; noch ist das Heidentum an der Macht. Gegen Morgen machen sich die Ritter auf und gehen in die Halle, um der Hausfrau, der Tochter des Fürsten, für das Gastrecht zu danken. Sie treffen auf eine riesige Grabkammer.

Die Frau ist nicht dazu zu bewegen, in das Kloster nach Danzig zu gehen, trotz allen Zuredens der Ritter. »'Edle Frau, kommt mit uns! Wir geben Euch sichres Geleit. Das Katharinenkloster in Danzig, das Euch erzog, wird seine verwaiste Tochter aufnehmen.' [...] 'Du weißt, daß ich abfiel [...] Ich bin tot.'«²⁰⁾

Das Schicksal der Preußin Sirguna ist der Schnittpunkt zweier Welten, zweier Kulturen. »Du weißt, daß ich abfiel«, sagt sie. Vom christlichen Glauben ist sie abgefallen, als sie sich den heidnischen Riten wieder zuwandte, und von ihrem Volk, von der Religion ihrer Väter ist sie abgefallen, als sie in einem Kloster deutsch erzogen wurde. Sie zerbricht an der Unvereinbarkeit der beiden Welten, an der Zeit des Umbruchs.

Die Ordensbrüder verlassen die brennende Burg und ziehen weiter durch das tief verschneite Samland. Sie treffen auf Kinder, die »Fastnacht singen« gehen, ausgestattet mit den Attributen des heidnisch-christlichen Brauchtums. Nach ihrer Herkunft befragt, sagen die Kinder, daß sie halb deutsch seien. Die Vermischung der Ureinwohner mit den deutschen Siedlern hat also eingesetzt. Diese Kinder symbolisieren den neuen Abschnitt in der Geschichte dieses Landes. Als die Ritter die See erreichen, treten die ersten Anzeichen des Frühlings hervor. Einer der Ritter stößt einen Freudenschrei aus angesichts der See und des Frühlingshimmels, »einen schwingenden, jauchzenden Schrei, den der Wind über den rieselnden, schmelzenden Schnee der Äcker trug«²¹⁾. Das Land wird fruchtbar bleiben, auch unter den neuen Herren; die Äcker weisen darauf hin.

Ein anschaulicheres Geschichtsbuch kann es kaum geben. Der Leser erlebt mit allen seinen Sinnen eine Welt, in der verschiedene Religionen und Kulte aufeinanderprallen. Agnes Miegel erzählt so, daß alle Sinne unmittelbar angesprochen werden. Der Leser fühlt die eisige Kälte mit, die den Rittern unter das Kettenhemd und den darunter befindlichen Pelz kriecht; das Mahl aus heißem Wildbraten und Honigschnaps kann beim Leser Appetit hervorrufen, und Schrecken, Ekel und Liebeslust reißen ihn ebenso mit.

Dieses »sinnliche Erzählen« findet sich bei ostpreußischen Schriftstellern bis heute. Siegfried Lenz schildert in seinem Roman »Deutschstunde« eine Haarwäsche so eindringlich, daß es den Leser am Kopf jucken kann; der beißende Geruch gebratener Heringe dringt dem Leser in die Nase, und üppige Kuchenschüsseln machen Appetit. Ebenso riecht man den modrigen Geruch in dem halbverfallenen großväterlichen Haus, in dem der junge Ingo Majewski in Arno Surminskis Roman »Polninken« übernachtet, das leuchtende Weiß der Kleider der jungen Inge blendet in der Sommersonne, und der Duft von gebratenem Speck mit Rührei steigt dem Leser in die Nase. Auch Helga Lippelt, 1943 in Insterburg geboren, weiß den Leser derart in Bann zu ziehen; ein Bad, das vom beißenden Geruch eines Zimmerbrandes befreit, der in Kleidern und Haaren hängt, vermittelt körperliches Wohlbefinden; Schaufenster, schicke Kleider, Modeschmuck, all das macht Spaß, und der beschriebene Genuß von Eis und Bratwurst kann den Fuß des Lesers zu diesen Verkaufsständen lenken²²⁾.

Mit der Erzählung »Engelkes Buße«, der dritten der altpreußischen Geschichten, steht wieder eine weibliche Heldin im Mittelpunkt. Eine Gretchen-Geschichte ereignet sich im

17. Jahrhundert, und die Anklänge an Goethes »Faust« sind an einigen Stellen nicht zu überhören. Es geht um die Kindesmörderin, ein Thema von Bürger bis Brecht. Agnes Miegel bettet auch dieses typische »Weiberschicksal«, wie es in dem Drama »Maria Magdalena« von Friedrich Heibel von einer — männlichen — Hauptperson verächtlich und treffend genannt wird, in den Gang der Geschichte und in die Beziehung zwischen Osten und Westen ein. Engel-Marie arbeitet als Magd auf einer Burg an der Weser, als eines Tages ein Graf aus Preußen zu Besuch kommt. Er hat seinen Jäger bei sich, einen schwarzgelockten jungen Mann, der nur mit seinem Vatersnamen Jädtke oder aber »der Pollack« genannt wird. Er verliebt sich in das blonde Mädchen, und Engel-Marie, Engelke genannt, kann ihm nicht widerstehen, trotz ihrer zwiespältigen Gefühle. Es schwört ihr Treue, gibt ihr einen Ring, verspricht ihr die Heirat und muß, Ende September, mit seinem Herrn in den Krieg ziehen. »Es war noch einmal ein heißer Tag gewesen, obwohl es schon Ende September war. Die Luft roch wie im Sommer nach Gras und Laub, nach Äpfeln und letzten Levkojen«²³⁾. Am nächsten Morgen »trabte draußen vor der Tür durch den dicken weißen Herbstnebel Hufschlag«²⁴⁾. Der preußische Graf reitet in den Krieg, und mit ihm Jädtke.

Bald tritt zutage, in welchem Zustand Engelke sich befindet. Sie ist verzweifelt. »Ich armes Mensch!« schluchzt sie. »Alles hab ich probiert! Ich bin barfuß im Schnee gegangen, Seife hab ich gegessen, von dem Baum am Stall Tee gekocht, — hilft alles nichts. Die Mutter hat schon gefragt, — die Haut fällt mir ja von den Füßen, halb verbrüht bin ich! [...]« Und sie schließt mit dem verzweifelten Ausruf: »Ich will nicht sterben! [...]«²⁵⁾

Gretchens verzweifeltes Gebet an die Mutter Gottes ist von demselben Kummer und von denselben Tränen erfüllt. »Ich armes Mensch!« Das tönt aus Gretchens Klage über ihr »Weiberschicksal«, von dem Mephisto zynisch sagen wird: »Sie ist die erste nicht!«

»Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.«²⁶⁾

Und auch Gretchen bricht schließlich in den verzweifelten Schrei aus: »Hilf! rette mich von Schmach und Tod!«²⁷⁾

Die »Schande« steht unausweichlich bevor. Doch Engelke wendet sich in ihrer Not an eine lebendige Muttergestalt, an die »Kösch« (Köchin) der Burg, die praktisch rät und hilft. »So sind die Maikes. Immer durch die Wand. Wer redet davon?«²⁸⁾ kommentiert sie Engelkes Todesängste. »Sie flöbte Engelke noch einen Löffel Honig ein, den sie auf dem Licht gewärmt hatte«²⁹⁾. Und dann werden die Probleme unter Frauen gelöst. Engelke bekommt eine neue Stelle in einem anderen Ort bei einem Fräulein, das, fromm und keusch, von ihrem Zustand nichts wissen darf, und für das Kind wird eine Pflegestelle organisiert.

Doch sie selbst hat sich mit ihrem Schicksal nicht aussöhnen können. Die Nachricht, der Jädtke sei vielleicht gefallen, hat sie erschüttert, aber mehr noch hadert sie damit, daß durch das Kind ihre Heiratsaussichten zerstört sind. Ähnlich widersprüchlich wie ihre Gefühle für den Vater sind nun ihre Gefühle für das Kind: Stolz und Ablehnung zugleich. Als das Kind zur Welt kommt, ist Engelke allein und verlassen. Ihre panische Angst, jemand könne das Kind hören, schlägt in blinde Wut um, und sie ertränkt das Kind in der Regentonne. Der Beistand einer Mutterfigur fehlt, und Engelke ist — wie alle typischen »Kindsmörderinnen« — hoffnungslos überfordert. »Das Wasser vor ihr war eine Schüssel voll Blut, in die sie mit grausamem Griff den kleinen weichen Schädel tunkte. Die Beinchen zappelten ängstlich, streckten sich, lagen schlapp und still«³⁰⁾.

Engelke tötet ihr Kind auf dieselbe Weise wie ihre Schwester Gretchen. Im Kerker erlebt Gretchen im Wahnsinn immer wieder diesen schrecklichsten Augenblick ihres Lebens.

»Geschwind! Geschwind!
Rette dein armes Kind!
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Über den Steg,
In den Wald hinein,
Links, wo die Planke steht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will sich heben,
Es zappelt noch.
Rette! rette!«³¹⁾

Engelke wird zwar nicht wahnsinnig, aber wunderlich, zumal ein weiterer Schicksalsschlag auf sie zukommt. Jädtke, nicht im Krieg gefallen, kehrt zurück und will sein Heiratsversprechen einlösen. Durch die Köchin weiß er von dem Kind, und voller Freude will er seinen Sohn holen. Es liegt ihm fern, die Frau im Stich zu lassen, im Gegenteil. »Morgen gehn wir zum Pfarrer! Den Jung holen wir gleich ab —«³²⁾. Ohne viel Worte kommt Engelkes Tat zutage. »Du Biest!« sagt er nur, nimmt ihr den Ring ab und verläßt sie. Engelke zerbricht nicht an ihrer Tat. Sie endet nicht im Wahnsinn und wird nicht als Kindesmörderin grausam hingerichtet, wie zur damaligen Zeit üblich. Der Ausruf des Faust beim Anblick Gretchens im Kerker: »O wär ich nie geboren!«, ein Ausdruck tiefster existentieller Not, paßt nicht zu diesen einfachen Menschen, die ihre Bedrängnis nur selten ausdrücken können. Engelke wird eigenbrötlerisch, heiratet nicht, geht nachts umher und wandert schließlich aus, in den Osten.

Engelkes Tat hat die Natur in Aufruhr gebracht. Bei einem furchtbaren Gewitter, in dem sich die Gluthitze eines Sommertages entlädt, bringt sie ihr Kind zur Welt, und als sie es tötet, flammen noch Blitze nach. »Ein Blitz flammte auf, ein seltsam langer, rötlicher Blitz«³³⁾.

Die Natur als Widerspiegelung menschlichen Handelns und menschlichen Tuns findet sich in allen literarischen Epochen; bei Agnes Miegel stehen Gewitter stets als Zeichen dramatischen Geschehens. In Jeremias Gotthelfs Novelle »Die schwarze Spinne« geht es um einen Teufelspakt; immer dann, wenn der Böse wirksam wird, brechen gewaltige Unwetter über das Tal herein. Engelke leidet nun unter einer Gewitterangst, die sie eines Tages überwinden muß. In ihrem neuen Leben im Osten wird sie bald zur vertrauenswürdigen Wirtin bei ihrer neuen Herrschaft. Nicht weit entfernt lebt Jädtke, ohne sie jedoch aufzusuchen. Und dann kommen die Tataren. Engelkes Herrschaft flieht, und sie bleibt zurück, um den Hof zu versehen. Plötzlich kommt der kleine Sohn zu ihr zurück, der seinen Leuten fortgelaufen ist, warum und unter welchen Umständen, ist nicht zu erfahren. Engelke ahnt Böses, und wenig später flieht sie mit dem Kind zum See, um den Tataren zu entkommen. Sie wählt das Wasser, um von den Hunden nicht aufgespürt zu werden. Doch das Boot wird leck, und sie rettet sich ins Schilf, wo sie Stunden um Stunden im Wasser steht, das Kind auf dem Arm, bis die Ihren sie finden. Ihre Herrschaft ist umgekommen, aber Jädtke und sein Graf retten sie und bringen sie ins Haus. Die Tataren sind abgezogen, ein ausgeplündertes und halb verbranntes Dorf hinterlassend, aber Jädtke und Engelke werden neu beginnen.

Das Schlimmste ist für Engelke jedoch die Erinnerung, die ein Gewitter auslöst. In ihrer größten Not im Schilf bricht ein Gewitter los, das ihre Kräfte aufzehrt.

Engelkes Buße dauert viele Jahre. Sie verweigert das Abendmahl, ist allein und bekommt keine eigenen Kinder mehr. Aber die Entscheidung fällt für das Leben. Agnes Miegel schreibt selbst: »Es ist ja auch die Geschichte einer Buße, an die ich fest glaube, nur nicht im üblichen lutherischen Zerknirschungssinn [...]«³⁴⁾

Zudem schildert diese Erzählung ein Kapitel der Grenzlandgeschichte mit großer Eindringlichkeit. Tatareneinfälle gab es im Samland und auch in Masuren. An der Kirche von Lötzen steht heute eine Zeittafel, auf der, in Polnisch und Deutsch, die Geschehnisse der Stadt aufgeführt sind, und Tatareneinfälle werden mehrmals genannt.

Die vierte der altpreußischen Geschichten stellt ein besonderes historisches Kleinod dar: »Der Geburtstag«. Das genaue Datum steht als Untertitel über dem Text: 24. Juni 1810. Der alte Johann Eitersberger wird neunzig. Als Kind kam er mit dem Salzburger Flüchtlingsstrom nach »Kanaan«, wie sein Vater das Ziel Ostpreußen genannt hatte; sein Vater starb kurz nach der Ankunft. Betreut von der Frau Krupat, der »Pflegerin des alten Herrn, eine vertrocknete kleine Person von Mitte sechzig, die wie siebzig aussieht mit ihrem pflüffigen runzligen LitauerGesicht unter der weißen Hülle«³⁵⁾, erzählt er Teile aus seinem Leben, während die alte Krupat den Tisch deckt für das Abendmahl, das feierlich im Hause gehalten werden soll. Man wartet auf die Gäste, die an diesem Sonntag zum 90. Geburtstag kommen sollen.

Und nun ziehen die Salzburger und ihre Nachkommen am Leser vorbei, vier Generationen: die Söhne des Jubilars, alternde Männer in den Sechzigern, seine Enkel mit ihren Frauen und sein dreijähriger Urenkel. Wohlhabend, angesehen, erfüllt von ihrem christlichen Glauben, um dessentwillen sie einst ihre Heimat verließen, bilden sie eine tüchtige, staatstragen-

de Schicht in der preußischen Gesellschaft. Der Schaitberger, der Dichter des Salzburger Exulantenliedes³⁶⁾, und der Soldatenkönig, der die Salzburger einst aufnahm und von dessen »Vatergüte« sie noch immer sprechen³⁷⁾, hängen in Öl an der Wand. Das Abendmahl, das in strenger Feierlichkeit abgehalten wird, von dem Superintendenten, der »aussieht wie ein russischer Pope«³⁸⁾, ist denn auch der Höhepunkt des festlichen Vormittags und wird ausführlich geschildert.

Die Salzburger tragen eine sittenstrenge Gottesfurcht zur Schau, und von Matthes Eitersberger, dem ältesten Sohn und jetzigen »Herrn«, wird einmal sein »strenges Sektierergesicht«³⁹⁾ erwähnt. Auch seine Frau ist für das Personal »die Gestrenge«. Ihre äußere Ausstattung kennzeichnet die wohl situierte Frau aus dem gehobenen bäuerlichen Stande. »Sie [...] hält sich aber kerzengerade in dem kirschroten Moirékleid mit dem gestickten Tüllbrusttuch [...]. Hanschen (das Enkelkind) greift nach dem silberbeschlagenen Brillenfutteral, das sie an dem Gehenk — Glaube, Liebe, Hoffnung in Filigranarbeit — an ihrem Gürtel trägt«⁴⁰⁾. Kleidung symbolisiert Stand und wirtschaftliche Lage, aber auch Charakter und Wesen einer Person. Wie Thomas Mann, so steht auch Agnes Miegel hier in der Tradition des deutschen Realismus, ein Erbe Gottfried Kellers, C. F. Meyers und besonders Fontanes. So paßt ein modisch gekleideter Neffe nicht in die schlicht-ehrbare Welt der Salzburger. »Matthes und Andreas Eitersberger wenden gleichzeitig den Kopf, um mit höchster Mißbilligung den jungen großen Menschen zu sehn [...]. Natürlich Friedrich, elegant wie ein Graf im flaschengrünen Reitfrack, mit der neuesten Pinscherfrisur«⁴¹⁾.

Doch auch in dieser Ehrbarkeit gibt es menschliche Unzulänglichkeiten. Andreas Eitersberger hat in zweiter Ehe eine junge Frau aus Gumbinnen geheiratet, deren Herkunft nicht recht gefällt: Ihr Vater lebte lange mit der »Pollackschen« zusammen, ehe er sie heiratete. Was als »Mesalliance« zunächst ängstlich geheimgehalten und von dem Personal in unverfälschtem Platt durchgesprochen wird, wird schließlich von dem neunzigjährigen Greis und der ebenfalls bejahrten Mutter seiner Schwiegertochter voll akzeptiert. »Frau Magdalens ungefüge Mutter, deren uralmodisches, veilchenblaugestreiftes Kleid mit dem spitzen Ausschnitt und großen Busentuch sie noch schwerer und breiter erscheinen läßt«⁴²⁾, geschmückt mit einer uralten Granatkette und einen »Duft von Porsch und Lavendel« ausströmend⁴³⁾, preist mit lauter, ungenierter Stimme die Schönheit und Kochkunst der jungen Frau, woraufhin auch der Alte die neue Schwiegertochter lachend annimmt.

Menschliche Konflikte führen nicht zu Tragödien. In dieser lebensprallen Welt lassen sich Schwächen und Krankheiten und auch das Altwerden tragen. Gottlieb, der Sohn des Matthes Eitersberger, spielt. Seine Schwächlichkeit wird dem Leser gleich bei seinem Erscheinen deutlich gemacht und auch erklärt. Er ist ein linkischer, verlegener Mensch, den seine Eltern nicht akzeptieren. Der Bruder ist der Lieblingssohn, und obwohl Gottlieb den Urenkel bringt, tun sich Eltern und Sohn schwer miteinander. Mit wenigen treffenden Worten bringt Agnes Miegel die Lebenshypothek dieses Menschen zur Sprache, dessen große Schwäche der Leser dann erst aus dem Gespräch mit der Krupatschen erfährt, die, typisch für die alte, treue Familienmagd, das Vertrauen aller Generationen besitzt.

Der bunte Bilderbogen der Geschichte wird weiter ausgerollt. Sie diskutieren über das Salzburger Spital in Gumbinnen, über Anbauformen und über ihre Lebensart. Der Jubilar schilt über den Sittenverfall, der sich im Genuß von Alkohol und in der Heirat mit »Fremden« zeige. Die neue Zeit ist da, er ahnt es, und sein Sohn spricht es aus, daß die Salzburger nicht mehr die Siedler und einfachen Bauern, sondern die Rittergutsbesitzer sind.

Aufstieg und Blüte der Salzburger halten an. Ihre Besitzverhältnisse zeigen es, Kinder aus verschiedenen Linien sind da, und der Alte segnet ein junges Brautpaar, seine Enkeltochter. Reichgedeckte Tische, gediegene Möbel und gutes Porzellan werden beschrieben; Spieltische werden aufgeschlagen. »Es ist ein großes Gefühl, einer Salzburger Familie anzugehören«, sagt eine Verwandte, eine Pfarrersfrau⁴⁴⁾. Aber sie sind Preußen geworden; der Vorabend der Napoleonischen Kriege nähert sich, und auch die Salzburger werden für Preußen kämpfen.

Der Jubilar trägt alttestamentarische Züge, die mit der Kindlichkeit seines Wesens und seiner Gebrechlichkeit wechseln. Als er sich am Abend zur Ruhe legt, kreisen seine Gedanken noch um seine Angehörigen und um alte Familiengeschichten, um in die Worte zu münden: »Wann ich sterben könnt heut nacht, so froh bin ich! Und kommuniziert hab ich —«⁴⁵⁾. Noch schläft er, aber er wird sterben wie Hiob, »alt und lebenssatt« (Hiob 42, 17), ein gesegnetes Ende, wie es die Bibel verkündet.

Von ihrer Struktur her stellt die Erzählung »Der Geburtstag« ein Romankapitel dar. Agnes Miegel hat keine Romane hinterlassen, und in ihren meisten Erzählungen findet sich der Balladencharakter. Auch die moderne Kurzgeschichte, die erst nach 1945 im deutschen Sprachraum zur vollen Entfaltung kam, ist bei ihr durchaus anzutreffen. »Der Geburtstag« aber umfaßt, wenn auch auf einen Tagesablauf zusammengerafft, den Stoff eines Romans. Die zahlreichen Personen in ihren verzweigten verwandtschaftlichen Beziehungen, die Dienstboten als weiterer Bestandteil des sozialen Kolorits, der reiche historische Rückblick und Vorgriff, die sparsame Handlung — es spielt sich ja nur eine Familienfeier ab —, die mehr aus Beschreibungen und Unterhaltungen besteht, alles das sind Merkmale eines episch breiten Romans. Die Ähnlichkeit zu dem ersten Teil des Romans »Buddenbrooks« fällt ins Auge. Thomas Mann läßt in zehn Kapiteln nur die Ereignisse eines Abends vor dem Leser ablaufen, breit und detailliert geschildert. Die Familie gibt das Einweihungsdinner ihres neuerworbenen Hauses; drei ehrsame, hoffnungsvolle, lebensfrohe Generationen sitzen an der langen Tafel, zu der die Honorationen der Stadt geladen sind. Mit jedem Gang des ausgesucht üppigen und delikaten Mahles beginnt ein neues Kapitel. Über die Geschichte der Familie wird gesprochen, Verwandtschaftsverhältnisse werden dargelegt, Konflikte angedeutet, bis dann, nach Verabschiedung der Gäste, das Haus wieder still und zukunftsfruchtig daliegt.

Anni Piorreck zitiert manche lobende Kritik, die dem ersten Prosawerk Agnes Miegels zuteil wurde, so Erich Jenisch: »Ihr erstes Prosabuch ist [...] das Geschichtsbuch Ostpreußens geworden!« und Karl Strecker: »Agnes Miegel zahlt mit diesem Prosawerk selbst hochgespannte Erwartungen in schwerem Golde aus!«⁴⁶⁾

Doch auch in späteren Erzählungen wählt Agnes Miegel das alte Preußen und ihre Heimat zum Schauplatz. Zu den Geschichten aus Altpreußen gehört, vom Thema und von der Struktur her, die kleine Novelle »Das Bernsteinherz«, die 1937 in einem kleinen, gleichnamigen Reclam-Heftchen erschien.

Zwei Erzählungen enthält das Büchlein, außer der Titelgeschichte noch »Licht im Wasser«, versehen mit einem Nachwort von Erich Jenisch. »Das Bernsteinherz« führt den Leser direkt nach Königsberg. »Die Störmersche schritt den Schloßberg hinauf«⁴⁷⁾. Es herrscht Sturm; die Natur nimmt Anteil am dramatischen Geschehen; Hitze, Gewitter, Wind und Schneesturm deuten darauf hin, daß Wichtiges vor sich geht. So auch hier. »Der Nordweststurm, der seit Tagen die Nebelwolken von Ostsee und Haff über das herbstliche Samland trieb, brauste über das graue Ordensschloß talab durch die engen Gassen Königsbergs und ließ die Obstkähne, die breiten Boote der Gemüsebauern auf dem Pregel schaukeln und warf die Stände der Fischfrauen durcheinander«⁴⁸⁾. Die Störmerin, Gattin des Goldschmieds und Steinschleifers Johann Störmer, ist zum Herzog Albrecht bestellt worden, um eine Bernsteinarbeit zu begutachten. Der Herzog zeigt ihr ein Herz aus einem Bernstein mit Einschluß, und der Einschluß ist eine kleine Kaulquappe. Die Störmerin erklärt das Stück als Fälschung; ihr Mann hat es selbst gemacht, und sie kennt auch die abenteuerliche Geschichte des Stückes. Es gehörte einer Hochstaplerin, die sich als Prinzessin von Cleve ausgab.

Die falsche Prinzessin von Cleve ist authentisch. Sie tauchte im Spätsommer 1555 in Königsberg auf und gab sich als dritte Schwester des Herzogs Wilhelm von Cleve aus, mit Namen Amalie. Sie bat den Herzog Albrecht um Schutz und Hilfe bei Familienangelegenheiten und berichtete von abenteuerlichen Vorgängen in ihrem Leben. Der Herzog ließ Nachforschungen anstellen, die ergaben, daß sie eine Hochstaplerin und liederliche Person war, die schon in Amsterdam und Lübeck unter verschiedenen Namen und Titeln aufgetreten war. Sie verschwand wieder aus Königsberg, ihr späteres Schicksal ist unbekannt⁴⁹⁾.

Agnes Miegel läßt diese Frau persönlich nicht auftreten; nur aus dem Gespräch zwischen dem Herzog und der Störmerin wird sie vorstellbar. In der Erzählung ist sie in Königsberg wegen Hochstapelei und Hochverrat hingerichtet worden. Der Besuch der Störmerin auf dem Schloß erfolgt am Abend darauf. Die Störmerin hat mehr über die Frau zu sagen, als es der Herzog zunächst ahnt; als die falsche Prinzessin nach Königsberg kam, suchte sie bei ihr Quartier und wohnte mehrere Wochen im Haus. Sie stellte sich als »Amalie, Herzogin von Cleve« vor, aber die erfahrene Bürgersfrau beobachtete sie. »Sie schrieb eine schöne Hand — aber daß sie kein Siegel und keinen Wappenring hatte, das war das erste, worüber ich stutzig wurde!«⁵⁰⁾ »An dem Mittwoch, wie sie sich anputzte, um zu Euer Durchlaucht aufs Schloß zu gehn — ich dachte gerade, wie verschlissen ihr Kleid und daß es solch ein Rot wäre, wie eine vornehme Frau es nie trägt [...]«⁵¹⁾ Doch erst ihr Mann öffnete der Störmerin die Augen, und sie erkannte das Kind wieder, das sie einst in Kriegswirren gesäugt hatte. Sie war mit ihrem Mann und mit ihrem Töchterchen im sächsischen Krieg unterwegs, und in

einer Herberge in Meißen fertigte Johannes Störmer jenes Bernsteinherz an. Dann konnten sie weiter, aber ihr kleines Mädchen starb, und ein Spieler und Kriegsgewinnler nahm das Ehepaar mit, um eine Amme für seine unehelich geborene Tochter zu haben. Als das Kind nach Monaten unter gotteslästerlichen Sprüchen des Vaters getauft wurde, war die Störmerin Patin, und ihr Mann schenkte dem Kind das Bernsteinherz. »Nun frag ich aber Euer Fürstliche Durchlaucht [...] was sollte aus einem Kind werden, das solche Taufe hatte?! Oft hab' ich's gedacht — sogar die einzige Gabe, die es aus gutem Herzen erhielt, war eine Fälschung!«⁵²⁾

Die Struktur dieser Erzählung wäre eigentlich die Voraussetzung für die klassische Rahmennovelle: Die Störmersche wird auf das Schloß bestellt und erzählt nun dem Herzog — in der typischen Binnenerzählung — die Geschichte ihrer Milchtochter. Doch Agnes Miegel macht ein kleines »Binnendrama« aus den Berichten der Störmerin. Die Dialoge zwischen dem Herzog und der Frau, das Kommen und Gehen in den herzoglichen Gemächern, dazu die anschauliche Beschreibung des Interieurs steigern die Spannung beim Leser und lassen ihn ein kleines Theaterstück erleben. Faszinierend sind die Beschreibungen der herzoglichen Bernsteinsammlungen über Seiten hin, eine kleine Unterrichtsstunde über die Vielfalt der Bernsteinverarbeitung im alten Königsberg.

»Der Herzog winkte die Frau heran. Sie hielt immer noch das Brettchen mit dem Schmuck, stellte es aber auf ein Tischchen neben dem Sessel, als der Herzog 'nachher' sagte und ein schlankes Zinnlämpchen nahm, dessen Licht schon gegen die Dämmerung der Ofenecke kämpfte. Er ließ den zarten Schein über die kostbaren Bernsteinwerke gleiten, die wie aus dunklen Meereswogen aus dem Schwarzblau der Schranktiefe tauchten: kleine zackige Altäre, breite Schubfachtruhen für Schmuck, der heilige Christoffer aus dunklem und St. Katharina aus weißlichem Bernstein, Schatullen, deren Steine noch wie frischfließendes Harz in dicken Buckeln vorquollen, Petschafte, aus denen es wie Flammen züngelte, geschliffene Siegelsteine, flache Schälchen, aus einem klaren Stein geschnitten oder wie ein Schachbrett aus lichten und dunklen zusammengefügt. Auf richtigen Schachbrettern aus Ebenholz und Elfenbein ritten Pferdeköpfe aus braunem Bernstein gegen knochenhelle Türme an. In der Mitte trug ein gedrechselter Kelchfuß, goldener als Gold, eine durchsichtige Schale aus Horn, zart wie eine Wasserblase. Aufgehäuft lagen da Ketten wie aus Honigtropfen, ganz helle, die wie Kristall funkelten, neben andern mit eigroßen, wie alter Tokaier glühenden Perlen. Neue Stücke, angeschliffen und weizengelb wie frisches Brot, lagen neben uralten Klumpen, seltsam gestaltet wie die Köpfe verschollener Tiere, mit der rauhen Schuppenhaut bösen Würms. Aus gelben Schlangenaugen blinzelten sie nach rindigen Stücken, scharf wie Lanzenspitzen, aus deren Splittern es weiß wie nackter Knochen sah. Sonne schien aus langen Tropfen zu leuchten, die des Drechslers Hand, ihrer gewundenen Form liebevoll nachgehend, klar abgeschliffen hatte. Da lagen glatte Anhänger, aus deren Bildung der Schleifer sonderbare Gestalten, die angedeutet darin schliefen, sorgsam hervorgeholt hatte und andere, in deren Klarheit es wie ein Gewölk schwebte, das sich zu Wappentiere gestalten wollte.«⁵³⁾

Die Balladen Agnes Miegels sind häufig in dem Zwischenreich angesiedelt, in dem sich die Welt der Menschen mit der Welt der Geister verbinden will oder gar trifft. Die schöne Agnete, die den Wassermann gefreit hat, die schöne Mete, die durch die Liebe ihres Mannes aus dem Zauberreich endgültig befreit wird, der Ritter Manuel, der »sein Haupt in eine Zauberschale bog« — sie alle zeugen von den Dingen zwischen Himmel und Erde, die sich unserer Schulweisheit entziehen.

Agnes Miegel schöpfte aus der antiken Sagenwelt, aus europäischen Märchenmotiven und aus den Mythen und der Naturmagie ihrer ostpreußischen Heimat. Sie selbst soll das Zweite Gesicht gehabt haben, zwar nicht im Sinne von Spökenkiekerelei, aber als Vorahnung und prophetische Träume bis hin zur Vision. »1923 'sieht' sie Russenkinder am Pregel spielen und berichtet darüber in der 'Ostpreußischen Zeitung' [...]. Nach einem Bericht von Alma Rogge soll Agnes Miegel in den dreißiger Jahren in ihrer Königsberger Wohnung plötzlich in ihrem Spiegel den Kopf einer jungen Russin gesehen haben, die sich ihre dunklen Haare unter ein Kopftuch band.«⁵⁴⁾

Nicht nur ihre Balladen, auch ihre Erzählungen sind geprägt von dem Geheimnisvollen und Magischen. Götter greifen ein, Menschen von rätselhafter Herkunft treten auf, und Träume und Ahnungen sind von großer Bedeutung. Geheimnisvolle Mächte werden in dem Prosa-Bändchen »Die schöne Malone« thematisiert, das 1926 im Eichblatt Verlag erschien. Das Szenarium paßt auch hier zu den Geschichten aus Altpreußen. Die Erzählung »Die schöne Malone« war bereits 1920 in der »Ostpreußischen Zeitung« abgedruckt worden. Die Geschichte spielt zur Zeit der Reformation, »als Luthers Lehre hell und strahlend in Deutschland aufging und ihre beste Zuflucht im Ordensland östlich der Weichsel fand«⁵⁵⁾. So beginnt diese Novelle, die alle Merkmale der Novelle aufweist. Knapp wird die wichtige Vorgeschichte erzählt, die bereits eine unerhörte Begebenheit darstellt: Ein Kaufmann namens Georg Höxter wandert aus dem Weserlande nach einer Küstenstadt im Osten aus und baut

dort einen blühenden Holzhandel auf. Er hat seine Schwester mitgenommen, die schöne Magdalene, die am Vorabend ihrer Hochzeit mit dem Sohn des Bürgermeisters »in Blitz und Feuer« verschwindet, entführt von einem »undeutschen«, bärtigen Mann. Doch das haben nur die Kinder des Georg Höxter beobachtet. Der Bruder verwindet das Verschwinden seiner Schwester nie, ebensowenig seine Frau.



Ostproußische Handschuhe vor 1945

Georg Höxter III., der Enkel des Ausgewanderten, erlebt als Besitzer des Holzplatzes Unglück und verliert Frau und Kinder. Er nimmt Verwandte in sein leeres Haus und begibt sich auf eine Reise ins Reich zu dortigen Verwandten. Von dort bringt er die junge Frau Elsbeth mit, die sich bald in der Fremde eingewöhnt. Nur eine vertraute Freundin fehlt ihr. Auf dem Bauernmarkt am Sonnabend vor Johanni will sie ein paar Handtücher kaufen. Der östliche Markt breitet sich vor dem Leser aus. »Während das Mädchen mit der alten Magd sich an den Buden vergnügte, wo es Thorner Pfefferkuchen, Tilsiter Schuhwerk und Heiligenbeiler Drechslerwaren gab, wo ein Bär tanzte, ein Mann Kämme und Schnüre anpries und zottlige Zigeunerweiber Karten schlugen — ging Frau Elsbeth durch das Gedränge nach der Lin-

denreihe, unter deren Schatten die undeutschen Frauen puppensteif und geputzt dastanden und über dem Arm ihre kunstvollen Webereien, ihre Garnsträhnen und gestrickten Handschuhe feilhielten«⁵⁶⁾.

»Undeutsche Frauen« sind Litauerinnen oder Prußinnen. Eine von ihnen fällt Frau Elsbeth besonders auf; sie erstet Tücher von ihr, die sich diese aber nicht bezahlen lassen will. Die Fremde spricht zudem Niederdeutsch, die Heimatsprache der Frau Elsbeth aus dem Westen, und erzählt von ihrer lange zurückliegenden Einwanderung und von ihrem bewegten Leben. Sie verspricht zu kommen, sobald Frau Elsbeth sie brauche. Dann prophezeit sie ihr einen Sohn.

Im Herbst stellt sich heraus, daß es mit der Prophezeiung seine Richtigkeit hat, aber Ostern liegt Frau Elsbeth auf den Tod. Sie will in ein Waldhäuschen gebracht werden, das die Familie als Sommerfrische benutzt, um dort zu sterben. Aber bald erholt sie sich wieder, und eines Tages erscheint die Fremde und bleibt in ihren Diensten. Malone Perkuhn, so nennt sie sich, wird bald unentbehrlich im Haus, und nach der Geburt des Sohnes soll sie zur Taufe Patin werden, was nach einigen Bedenken über die »Undeutsche« geschieht, zumal sich inzwischen herausgestellt hat, daß ihr Vater denselben Namen führte wie die Familie. Ein Großohm findet es, durch Malone seltsam angerührt, heraus. »Man war etwas verwundert, die ärmliche Verwandte als Patin zu finden, aber Malone hatte eine prächtige, weißgestickte Schürze und ein ebensolches Brusttuch mit breiten Klöppelspitzen vorgebunden, hatte sich obendrein mit Frau Elsbeths gelben Schürzenbändern und einem alten Bernsteinhalsband geschmückt und sah unter der Krone ihrer vier fahlgoldenen Zöpfe so schön und stattlich aus wie eine Königin.«⁵⁷⁾ Als Taufgeschenk überreicht sie der Familie einen alten Ring mit dem Familienwappen.

Im Familienkreis kommen immer wieder die Geschichten um das lange zurückliegende Verschwinden der schönen Magdalene und ihre von allen erhoffte Wiederkehr zur Sprache. Die alte Sanne, eine einheimische Magd, erklärt den alten Glauben. »Damals sei das anders gewesen, und ihre Mutter habe noch fest geglaubt — und viele andere mit ihr —, daß der Schiffer, der die schöne Magdalene entführte, einer von jenen gewesen sei, und an dem goldenen Morgenstern, der in seine Hand beim Werfen zurückkam, an dem rollenden Donner, am roten Haar und nicht zuletzt an seinem Abscheu gegen die schneeweiße Kreatur (ein weißes Hündchen wurde damals vom Blitz erschlagen!) hätten sie ihn als den großen Vater erkannt, zu dem ihr Volk damals noch heimlich um Erntesege betete«⁵⁸⁾.

Malone hat eine unerklärliche Gewitterangst, und der einjährige Geburtstag des Kindes wird wieder in dem Waldhäuschen gefeiert. Es ist ein heißer Tag, und die Hitze entlädt sich in einem tosenden Unwetter. Frau Elsbeth glaubt, Malone sei in der Kammer bei dem Großohm und bei dem Kleinen und beruhige beide. Mit urweltlicher, geradezu dämonischer Macht gehen Blitz und Regen nieder. »In dem Augenblick, als draußen der Regen weiß und schäumend niederrauschte, schien es ihnen, als ob sie den hellen jauchzenden Ruf einer Frauenstimme hörten. Ehe sie aber noch recht darauf achteten, fuhr der Blitz dicht vor ihnen nieder, die verzehrende Helle des weißglühenden Feuers brannte ihnen in den Augen und

schien ihr Blut zu trinken, das Haus wankte, und ein fürchterliches Getöse schlug brausend und knatternd über ihnen zusammen und warf sie zu Boden»⁵⁹⁾. Als das Unwetter sich verzogen hat, ist Malone verschwunden. Ob sie überhaupt in der Kammer war, bleibt nun ungewiß. Nur ihr Kleid und ihre Schürze hängen am Bettpfosten. Der alte Oheim ist gestorben. Die alte Sanne spricht es aus: »Der große Vater ging vorüber!«⁶⁰⁾ Gemeint ist der Prußengott Perkunos. Später finden sie Malones bunte Schürzenbänder im Garten und »nun wußten sie, daß Malone nie mehr wiederkam«⁶¹⁾.

Der Einbruch des Heidnischen und Mystischen prägt diese novellistische Erzählung. Ostpreußen erlebt die zweite Epoche seiner christlichen Geschichte — die Reformation hat den Ordensstaat abgelöst —, aber das alte Prußentum ist immer noch latent vorhanden. Der »große Vater« greift ein.

»Was in diesem Bericht Wirklichkeit, was Sage ist, läßt sich nicht unterscheiden«, sagt Anni Piorreck zu den geheimnisvollen Vorgängen; »alter heidnischer Glaube ist hier unmerklich über die Schwelle getreten«⁶²⁾. 1928 erschien die Erzählung »Die Mahr«, bei der sich der Leser an »Das Märchen von der schönen Mete« erinnert fühlt. Ein Bäckergehilfe heiratet eine junge Frau, die ihm zwar nicht ganz geheuer ist, der er sich aber nicht entziehen kann. Eines Nachts wollen die beiden Schwestern der Frau diese — auf einer Reise in der freien Natur — ins Geisterreich zurückholen, doch deren Bindung an Mann und Kind ist stärker. Sie bleibt in der Menschenwelt, anders als die schöne Malone.⁶³⁾

Die späte Erzählung »Die Quelle« führt nach Südfrankreich in die Zeit der Albigenserkriege. Die Albigenser, ein Zweig der Katharer-Sekte, wurden bis 1330 verfolgt, also noch hundert Jahre nach den Albigenserkriegen (1209—1229), die von Simon von Montfort geleitet wurden. Agnes Miegel läßt einen — vermutlich erfundenen — Neffen dieses Mannes als fanatischen Verfolger der »Ketzer« auftreten. Besonders gefährlich werden könnte er Melusina, der Gattin des Grafen von Lusignan. Sie scheint der verfolgten Religion anzugehören, obwohl es nicht ganz zu beweisen ist. Sie zieht sich regelmäßig zurück und verbirgt auch vor ihrem Mann etwas, der ihr eines Tages nachspürt, weil er sie der Untreue verdächtigt, und ihr Geheimnis entdeckt. Doch Melusina ist zugleich ein Wesen mit magischen Kräften, die der Graf bei der ersten Begegnung mit ihr erlebte. »Er hörte wieder, wie die sanfte Stimme seinen Namen nannte und bei ihrem Klang die Qual des unseligen Tages wie ein Alpträum wich, es wie Kühlung über seine heiße Stirn wehte [...]«⁶⁴⁾ Die Leute ahnen etwas von der Doppelnatur Melusinas und erzählen, sie habe einen Fischschwanz. Doch bleibt das ein Volksaberglauben, wohingegen Melusina, nach der Entdeckung ihrer religiösen Praktiken, in Blitz und Donner verschwindet. In einer Quelle, die sich ein neues Bett sucht, erkennt der Page des Grafen, den dieser an Sohnesstatt angenommen hat, die Herrin wieder. »'Frau Melusina!' flüstert Godefroy ehrfürchtig. Das war sie, die Wasserfei, durch das läuternde Feuer zurückverwandelt in das Element, aus dem sie gestiegen.«⁶⁵⁾

Mehrere Erzählungen Agnes Miegels gestalten den visionären Traum. In den Dichterkreisen der Königsberger »Kürbishütte« spielt die Geschichte »Nachtspaziergang«, die 1921 als Erstdruck in der »Ostpreußischen Zeitung« erschien. Simon Dach ist mit seinen Dichterkollegen

auf dem Heimweg, es ist fast Mitternacht, und er erzählt einen Traum aus der vergangenen Nacht. Er hat geträumt, wie Menschen in einer fremden Tracht, »in grauen Joppen und kurzen Hosen aus Leder mit Grün«⁶⁶⁾, sein Lied »Ännchen von Tharau« sangen.⁶⁷⁾ Mit gutmütigem Spott hören die andern zu und können sich der Wirkung des Traumes doch nicht entziehen.

Die Geschichte »Der Rosenbonbon« wird einem Traum nacherzählt. »Ich stand im Traum in einem sehr hohen, etwas düsteren, zweifenstrigen Zimmer. An dem einen Fenster stand ein Rokokoschreibtisch, auf dessen Platte ein Buch in grasgrünem Ledereinband lag. Ich schlug es auf. Es waren kleine anekdotische Erzählungen, das Werk eines Deutschen aus Ungarn. Die letzte Erzählung hieß 'Rosenbonbon' und ich behielt sie im Gedächtnis, wie ich sie hier nacherzähle.«⁶⁸⁾

In »Die Blume der Götter« wählt Agnes Miegel wieder einen Dichterkollegen, dem sie sich durch die seherische Fähigkeit besonders verbunden gefühlt haben muß: Adalbert von Chamisso. Der Schöpfer des Peter Schlemihl, der seinen Schlagschatten an den Bösen verkauft und fortan ruhelos in der Welt umherzieht, scheint für Begegnungen mit der »anderen Welt« besonders prädestiniert zu sein. Adalbert von Chamisso stammte aus französischem Adel und war mit seinen Eltern vor der Revolution nach Preußen geflohen. In Berlin fand er schließlich mit seiner Frau Antonie ein Zuhause. Agnes Miegel läßt ihn an einem Sonntag im September in den Botanischen Garten gehen — er war Botaniker wie sein Held Peter Schlemihl —, wo ihm ein seltsamer Fremder begegnet. »Seltsame Fremde führte solch Besuchssonntag in den Garten! Kein Europäer, bewahre. Aber auch kein Mongole, wenn auch das Gesicht über ihm die schrägen Backenknochen zeigte [...]. Nach dem langen weißen, buntdurchwirkten Gewand, der purpurnen Stirnbinde, dem breiten Türkisgehänge auf der Brust, am meisten aber nach dem gesammelten Ernst und der Würde der ganzen Erscheinung schloß Chamisso auf einen Priester.«⁶⁹⁾ Exot und Priester, aber auch Geistwesen ist dieser Fremde. »[...] und als der Wind über das Gesträuch fuhr, erblickte er wie durch Spinnweb durch die hohe Gestalt das grüne Heckentor und das Blitzen der Sonnenuhrscheibe.«⁷⁰⁾ Der Fremde lädt Chamisso ein, »zu sehen, wie die Blume der Götter hier erwacht.«⁷¹⁾ Und dann geht es im Fluge in andere Städte und ferne Länder, in andere Zeiten und fremde Kulturen, bis die Blume der Götter in ihrer überwirklichen Schönheit erblickt wird. Es ist eine Reise voll geheimnisvoller Symbolik, die Blume der Götter, die die herrlichsten Blüten hervorbringt, wird schließlich zur »Blume des Untergangs«, und es endet in einer apokalyptischen Vision. Die Stimme seiner Frau führt Chamisso wieder zurück in die Alltagswelt, in die Menschenwelt mit kleinen Sorgen und Unordnung, aber auch mit Wärme und Leben. Der Dichter hat hinter die Dinge geschaut. Die Blume, die er mit dem seltsamen Fremden zusammen beobachtet hat, ist eine Georgine, die schließlich an den Ausschnitt des Kleides seiner Frau gesteckt wird. Die beiden Welten finden zusammen in der »blühenden Mutterschönheit« der Frau, also in dem weitergehenden Leben. Der Dichter erahnt auch das, denn »er blickte sie (seine Frau) nur lange und verwundert an, als sähe er sie wie etwas Neues und nie Gekanntes.«⁷²⁾

Sterbestunden

Der Tod gehört zum Kreislauf des Lebens. Er ist eine »Heimkehr« zur Erde, zur Heimat, eine Rückkehr in das Werden und Vergehen alles Lebendigen und Natürlichen. Wie die Geburt ist auch der Tod ein Eintreten in den ewigen Reigen der Geschlechter und Generationen. Angst braucht der Sterbende also nicht zu haben, und die Zurückbleibenden werden getröstet in dem Bewußtsein, daß der Verstorbene nicht von ihnen getrennt ist. So dichtet Agnes Miegel in »Mutter Ostpreußen«:

*»Denn Du meldest den Tod mit hundert Zeichen den Deinen
Daß sie bestellen ihr Haus und getrost sich bereiten
Heimzukehren zu Dir, sanft schaukelnd im letzten Bette ...*

Die Anderen aber

Kehren nach Haus und Du trocknest schmeichelnd die Tränen ...

Da singen die Gäste

Wieder lachend wie Kinder, deren Brüderchen wegging

Mit der Tafel zur Schule.«⁷³

So thematisiert Agnes Miegel mehrmals die letzten Stunden eines Menschen, historischer Persönlichkeiten, die nun in ihrer einfachen Menschlichkeit erscheinen, oder durchschnittlicher Menschen, deren letzte Gedanken offenbaren, was ihnen im Leben wichtig war.

Der Erzählband »Gang in die Dämmerung« aus dem Jahre 1934 vergrößert die erzählte Welt, indem die meisten Erzählungen nicht in Preußen oder eben Ostpreußen spielen. Doch der große räumliche und historische Bogen ist allen Erzählungen eigen. Ins Marburg des 13. Jahrhunderts führt die Erzählung »Herbstabend«. Ein Greis in einem Pelz, begleitet von zwei jungen Rittern, Deutschherrn im weißen Tuchmantel, lassen sich von den Einwohnern den Weg »zum Spital« zeigen. Sie wollen, wie man bald erfährt, »die Frau Landgräfin« aufsuchen und sind von ihrem Vater von Ungarn geschickt. Ein Troß fremder Knechte »in schmutzigen Pelzen [...] mit den gelben Gesichtern« gehört zu den Herren.

Wieder bekommt der Leser den genauesten Einblick in eine vergangene Zeit und in eine versunkene Welt. Die Exotik der Ungarn erregt die Neugier der Bewohner der Fachwerkhäuser. »Dabei sah der Fiedler im Licht der Torlaterne die große Goldkette mit bunten Edelsteinen auf der Brust des Greises funkeln, der granat- und türkisbunte Seitenbalken eines riesigen Kreuzes schob sich vor, auch die glasbedeckte Reliquienkapsel daran. Wie der junge ungarische Herr die Kostbarkeit wieder unterm Pelz des würdig und reglos Dastehenden verbarg, erblickte der Fiedler auch noch die beiden großen radrunden Ohrgehänge, die unter der Pelzmütze neben den grauen Zöpfen schaukelten«⁷⁴.

Dann begegnet dem Leser die Welt des Klosters und der Askese, die die heilige Elisabeth, die »Frau Landgräfin« bis zum Exzeß betrieben hat, verkörpert von »Meister Konrad, Frau Elisabeths Beichtiger«⁷⁵. »In weitem Abstand von ihm sowie dem sehr alten und dem sehr jungen Geistlichen, die beide im flackernden Fackellicht todmüde, bleich und hager wie Abgeschiedene hinter ihm schritten, kam ein Geistlicher im weiten schwarzen Mantel über

dunkler Kutte. Er hielt die Hände verschränkt und das Haupt gesenkt. Aber nichts von Demut war in seinem Gang. Er war groß und knochig und erschreckend groß waren seine Hände [...]. 'Das war er!' [...] 'der Meister Konrad. Frau Elisabeths Beichtiger.'«⁷⁶) Die historische Elisabeth stand ganz unter dem Einfluß ihres Beichtvaters, der sie stets begleitete und die Gründung des Spitals in Marburg vorantrieb. Nur mit diesem Detail deutet Agnes Miegel das wohl auch unglückselige Verhältnis und die — ihrem eigenen religiösen Empfinden völlig fremde — Körper- und Lebensverneinung an.

Die tätige Nächstenliebe, mit der sich der Name der heiligen Elisabeth auf immer verbindet, wird dann aber in der ausgiebigen Schilderung des »Spitals« deutlich, wo eine mütterliche Frau den Kranken in den sauberen Betten die Suppe austeilte, die Säuglinge in Wiegen und Deichselwägelchen fütterte und für jede Krankheit die passende Medizin vorbereitet hat. Elisabeth selbst liegt, todkrank bereits, in einem Saal in einem Hause bei dem Spital, auch sie umgeben von Hilfs- und Pflegebedürftigen. »Die Liegende hob ihr Haupt, dessen weißes Schleiertuch ein dunkler Stirnreif hielt. Sie richtete sich einen Augenblick auf, sank aber gleich wieder zurück. Der grobe, vielfach geflickte, graue, dunkelgesäumte Mantel, mit dem sie bedeckt gewesen, glitt auf den Boden. Der Knabe bückte sich und breitete ihn sorgsam wieder über das graue Klostergewand, das ihre kleine Gestalt weitfältig umhüllte«⁷⁷.

Der Greis, Graf Panyas, nähert sich der Tochter seines Königs mit allen Huldigungen und bittet sie, aus dem Elend und von den Bettlern und Siechen fort mit ihm zu kommen. Mit Tränen in den Augen fleht er sie an, die er mit Entsetzen Wolle spinnen sieht und die ihm nun antwortet, daß ihr Platz hier sei, von ihrem Herrn Jesus Christus ihr zugewiesen. Nach innerem Kampf erkennt der Greis ihre Heiligkeit und zieht heiter davon.

Noch näher wird der Leser an eine Sterbende herangeführt in der Erzählung »Liselottes letzte Stunde«. Liselotte von der Pfalz, nun schon ein Leben lang die Herzogin von Orléans, liegt im Sterben, alt und schwerkrank. Die geschwellenen Hände gehorchen nicht mehr, zwei Lakaien sind nötig, um die Kranke aufzustützen, zwei junge Hofdamen, der Arzt und die alte Kammerfrau weichen nicht mehr aus dem prunkvollen, aber nun öden Raum, aus dem man bis auf das Bett die Möbel schon entfernt hat. Wahrnehmungen und Gedanken der Sterbenden dringen unmittelbar zum Leser hin. Zwischen ihn und die Kranke schaltet sich nur ganz selten und kurz ein Erzähler ein. Der Leser sieht den Raum und die Gegenstände, genauestens beschrieben, mit den Augen der Kranken, bis ein Dunst Gesichter und Dinge verschwimmen läßt und man nicht mehr erkennen kann, wieviele Menschen überhaupt im Zimmer sind. Die Kranke entwirft einen Brief an ihre Freundin Luise, sorgt sich um ihre Hunde und Vögel, erinnert sich an den Tod ihres kleinen Sohnes, langt schließlich bei ihrer Kindheit an und hört die Glocken von Heidelberg, wo nun bald Weihnachten ist. Ihre letzten Gedanken gelten »den Unsern«, den Reformierten, denen es schlecht geht in Frankreich und deren Schicksal sie kennt.

In besonderer Intimität wird hier eine historische Persönlichkeit nahegebracht. Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans, wurde 1652 in Heidelberg geboren und heiratete 1671 den Bruder Ludwigs XIV., den Herzog Philipp I. von Orléans. Der maßlose Prunk des französi-

Heimkehr und Flüchtlingsschicksal

schen Hofes wird in der Erzählung von Agnes Miegel nicht angesprochen; er weicht zurück vor der Majestät des Todes, wie das Prunkzimmer ja auch öde geworden ist. Mit dem Leser bekommt dafür die Öffentlichkeit Zutritt zu den Gemächern und zur Hofgesellschaft, gegen alle Etikette, aber ganz im Sinne der historischen Liselotte, denn sie hinterließ der Nachwelt in ihren Briefen einen genauen Einblick in den französischen Hof. Am Ende der Erzählung — im Angesicht des Todes — hören die übertriebenen Standesunterschiede auf, die einmal zur Revolution führen werden. »Ich gehe hin, wo es keine Rangunterschiede gibt«⁷⁸⁾, sind die letzten Worte der Herzogin.

In der deutschen Nachkriegsliteratur gibt es ein — wenn auch sicherlich unbeabsichtigtes — Kompendium zu »Liselottes letzte(r) Stunde«. Es ist Ilse Aichingers »Spiegelgeschichte«, die aus den Gedanken einer Sterbenden besteht. Sprachlich und erzähltechnisch sehr kunstvoll, findet das Selbstgespräch einer jungen Frau statt, die ihr Leben rückwärts, spiegelverkehrt noch einmal durchläuft. Sie spricht sich selbst in der 2. Person Singular an, konsequent bis zuletzt, wodurch Distanz geschaffen und alles Geschehen zugleich unausweichlich wird. Das angesprochene Du erhebt sich von seiner Totenbahre, verläßt das Krankenhaus, geht zu »der Alten am Hafen« und verlangt sein Kind zurück, das die Alte abgetrieben hat, durchlebt die Liebesgeschichte mit »dem jungen Mann«, erlebt seine Kindheit rückwärts bis zur Geburt. Stimmen »hinter dir« greifen mitunter ein, sprechen von Fieberträumen und Todeskampf, doch sie wissen es nicht richtig. »'Die Fieberträume lassen nach', sagt eine Stimme hinter dir, 'der Todeskampf beginnt!' Ach die! Was wissen die?«⁷⁹⁾ Im Augenblick der Geburt sagen die »hinter dir«: »Es ist zu Ende [...] sie ist tot!«⁸⁰⁾ Aber auch das wissen sie nicht richtig. »Still! Laß sie reden!« lautet der letzte Satz⁸¹⁾.

Agnes Miegels Erzählung »Freundschaft« schildert sogar die Gedanken und Träume eines Toten. 1932 erschien der Text in dem Band »Der Vater. Drei Blätter eines Lebensbuches«. Agnes Miegel zeichnet hier auf eine Weise das Leben ihres Vaters nach, die weit über die bekannte enge Beziehung zwischen Vater und Tochter hinausgeht. Es ist das Wissen um die innersten Gedanken eines Menschen, das nicht nur aus der Blutsverwandtschaft erwächst. »Es ist sehr still in dem schmalen Zimmer, wo der offene Sarg steht.«⁸²⁾ Unmittelbar in der Nähe des Domes zu Königsberg steht das Trauerhaus. »Aus den schmalen Giebelgassen des Kneiphofs, aus den steilen Straßen der Altstadt steigt der verebbende Tageslärm [...].«⁸³⁾ Agnes Miegel hat uns das alte Königsberg erhalten!

»Schwer, schwer ist der Schlaf des Toten. Traum gleitet durch ihn wie Sonne durch windbewegtes Laub, durch herbstgelichtete, großfächerige Kastanienblätter in krausen Kronen.«⁸⁴⁾ Der Traum eines Toten hebt die Zeit auf. Kindheit, erste Liebe, Kindheit des eigenen Kindes, Hochzeit der eigenen Eltern, Geschäftszeit, Lehrlingszeit — alles wird gleichzeitig, verbunden durch das wohltuende Bewußtsein ewiger Wiederkehr und durch den Freund Hermann, der ein Leben hindurch treuer Begleiter war. »Nichts ist da als tiefe Dunkelheit und hinter bleischweren Lidern ein warmer Lichtschein, als ein welkendes, brüchiges Kastanienblatt in sehr müden Händen, als ein leises Weinen, ganz nah auf dem Kissen, als flüsternder Trost einer sanften Stimme, leise, wie Hermanns Stimme.«⁸⁵⁾

»Heimkehr ist das Leitmotiv, das elfmal — und damit weitaus am meisten — in größeren Erzählungen in den zwanziger und dreißiger Jahren in Agnes Miegels Werk als Überschrift erscheint. Daß es später auch das zentrale Thema im Denken und in den Wunschträumen unzähliger Menschen während des Krieges und lange danach noch in Gefangenschaft, Internierung und Flüchtlingsschicksal gewesen ist, hebt sich, wie so vieles andere, erst nachträglich heraus.«⁸⁶⁾ So Anni Piorreck.

Bleiben wir noch bei Erzählungen aus der Geschichte Preußens. In dem Erzählband »Gang in die Dämmerung«, der 1934 herauskommt, ragt die Geschichte »Das Lösegeld« heraus, von Anni Piorreck »Mittelpunkt des Buches« genannt⁸⁷⁾. (Doch auch die anderen Erzählungen sind Kunstwerke!) Wieder geht es um den Tatareneinfall von 1656, und der Lene aus der ostpreußischen Kleinstadt widerfährt jenes Schicksal, vor dem es der Engel-Marie in »Engelkes Buße« so sehr graute: Die Tataren verkaufen die Menschen wie Vieh. Lenes Eltern, ehrbare Handwerksleute, waren an jenem Schreckenstag nach Königsberg zum Markt gefahren, und Lene wurde mit ihren Leidensgenossinnen geraubt und verschleppt. Nun sind ein paar Dutzend der Verschleppten ausgelöst worden, Lene ist dabei, und die Eltern warten. Ein Sonnabend im Sommer wird von dem ganzen Städtchen zum Feiertag gemacht, um die Verschleppten zu begrüßen. Liebevoll hat die Mutter das Haus für den Empfang der Tochter hergerichtet. »Das Zinn glänzt noch in der Dämmerung, die weiße Platte leuchtet [...]. Neben ihrem Spinnrad — das sie damals mit dem bunten Band und dem Flachs ganz unversehrt wie ein gutes Omen in ihrer Kammer wiederfanden — steht auf der Pelzkiste in einem blauen Paartopf der Rosenstrauß. Sein Duft mischt sich mit dem frischen Geruch des weißen Lakens und des bunten Bezugs der schmalen Bettstatt, die an der anderen Fensterwand aufgeschlagen steht.«⁸⁸⁾

Der Tag vergeht mit vergeblichem Warten, und gegen Abend kommt der Wagen mit zwanzig bis dreißig Leuten, »die drin in dem Stroh sitzen — eingewickelt in verschlissene Tücher und farblos schmutzige Pelze«⁸⁹⁾. Der Gegensatz zu der geordneten, sauberen Bürgerwelt wird schon daran deutlich. Lene ist kein junges Mädchen mehr. »Ihr Gesicht ist anders, viel voller. Auch der Mund scheint größer. Aber die Augen liegen tief. Stark ist sie geworden, viel, viel breiter in Schultern und Hüften, man sieht es trotz Pelz und Tuch«⁹⁰⁾. Diese Frau hat einen Säugling auf dem Arm und zwei größere Kinder, mit denen sie in einer fremden Sprache spricht. Eine hochschwängere Gefährtin führt sie bei sich. Mit diesen beiden Frauen kommt das Gesetz des Überlebens in die christliche Bürgerstube. Am Abendbrottisch in ihrem Elternhaus erzählt Lene vom Sklavenhandel und von den Vätern ihrer Kinder. Das älteste Mädchen, das Lieschen, »ist vom Dombrowski, von dem polnischen Hauptmann. Als sie mich vorkriegten und mir schon die Kleider vom Leib rissen, da kam er grad und schlug mit der Peitsche nach rechts und links und ließ mich in sein Zelt bringen. Da blieb ich, bis ich in Kinhof versteigert wurde«⁹¹⁾. Die beiden Jungen, einer davon ein kräftiger Säugling, sind von Walter Hofmann aus Krakau, der ihr bei der Zwangsarbeit zur Hand ging und durch seine reiche Frau, eine Pfefferküchlerstochter aus Thorn, schon früher freigekauft wurde. Lene hat nach anderen moralischen Gesetzen leben gelernt, als ihr aber die



Agnes-Miegel-Gedenkstätte, Agnes-Miegel-Platz 3, 3052 Bad Nenndorf
(Sitz der Agnes-Miegel-Gesellschaft)

Mutter von dem Jugendfreund erzählt, der zur Begrüßung einen Rosenstrauß für sie abgegeben hat, weint sie bitterlich. Sie stößt dabei die Vase um. »Der blaue Topf mit den Rosen fällt zur Erde und zerbricht klirrend«⁹²⁾, Zeichen für die zerstörten Heiratsaussichten Lenes. Das hat die Mutter inzwischen, herzerbrechend schluchzend, auch erkannt. Am tiefsten getroffen scheint der Vater, der nur noch stumm dasitzt. »Er ist wie verfallen, fast wie ein Toter«⁹³⁾.

Dann wird die Familie noch einmal heimgesucht. Der Herr von Ronath hat noch einen Tribut einzufordern, weil durch ihn die Kinder mitgenommen werden konnten. Lene folgt ihm nach draußen und zahlt »das von ihm verlangte 'Lösegeld' mit dem einzigen, womit sie zahlen kann«⁹⁴⁾. Während der Vater, verzweifelt über seine verletzte Ehre, der Tochter den Tod wünscht, entspinnt sich zwischen der Mutter und der Muhme, die mit im Haushalt lebt und eine lange rote Narbe von einem Tatarensäbel im Gesicht zurückbehalten hat, bald ein Gespräch über praktische Aufgaben. Viel ist zu bedenken, wenn so viele Menschen durchzubringen sind. Die Schwangere — sie ist aus dem Adel, aber das Schloß ist zerstört und seine Bewohner überallhin versprengt — muß untergebracht werden, die Kinder müssen entlaust, gebadet und eingekleidet werden. Die Wirtschaft ist klein, aber die Ziege ist da, im Garten reift einiges — es wird schon gehen. Die bürgerliche Wohlanständigkeit mag ihre Bedeutung haben — das Leben hat allemal Vorrang. Das »ewig Weibliche« — bei Agnes Miegel ist es immer wieder die Sorge und Pflege, das Nähren und das praktische Tun, das letztlich alle Schicksalsschläge und alle Unmenschlichkeiten übersteht. So endet auch diese Geschichte tröstlich.

Bei ihrem Erscheinen löste sie schon große Anteilnahme bei den Lesern aus — wieviel mehr muß sie nach dem 2. Weltkrieg für Betroffenheit gesorgt haben, als sich das Schicksal der Frauen und Mädchen im 20. Jahrhundert haargenau so abspielte wie zu Zeiten des Tatareneinfalls. »Heimkehrer« standen genau wie Lene als Fremdkörper in einer anderen Welt, hatten sich verändert und manches bürgerlich-moralische Gesetz vergessen müssen, um zu überleben.

»Neben diesen historischen Erzählungen«, schreibt Anni Piorreck, »steht eine andere Reihe — Familiengeschichten könnte man sie nennen —, die 1931 mit 'Dorothee' und 'Heimgekehrt' begann und 1936 fortgesetzt wurde mit 'Kathrinchen kommt nach Haus' im Eichblatt Verlag und mit 'Noras Schicksal' im Verlag Gräfe und Unzer in Königsberg«⁹⁵⁾. »Kathrinchen — eine Erzählung aus dem alten Elbing« nimmt das Heimkehrer-Motiv anders auf als »Das Lösegeld« oder auch die Erzählung »Heimgekehrt«, in der die Empfindungen eines Erwachsenen, eines Arztes aus Berlin, auf der Fahrt zu seiner sterbenden Großmutter geschildert werden. Kathrinchen ist ein Kind, das seine Mutter verliert und nun zu den Tanten nach Elbing geschickt wird. Das Elternhaus des Kindes ist auseinandergebrochen, und der Gedanke an das Schicksal der mütterlosen Waisen macht dem Leser zunächst Angst. Doch der Mensch hat ein größeres Beziehungsnetz, das ihn selbst dann auffangen kann — so die Botschaft der Erzählung. Das mütterliche Element wird durch die Tanten, die nun in Aktion

treten, wohltuend verkörpert. Katrinchens lange Reise von Marburg bis Elbing wird in Berlin bei Tante Ide unterbrochen. »In Berlin stand Tante Ide auf dem Bahnsteig des Anhalter Bahnhofs und nahm Katrinchen ins Schlepptau. Es war beruhigend, ihre mollige Hand zu fühlen, ihre blanken Augen zu sehen [...], ihre laute mütterliche Stimme zu hören [...]«⁹⁶). Im Zug nach Elbing wird dem »Kind aus dem Reich« von den Mitreisenden die Marienburg gezeigt, und dann stellt sich heraus, daß die Mitreisenden Verwandte und Bekannte sind, die »Fritzens Kleine« erkennen, beschenken und mit Grüßen an die Elbinger versehen. Katrinchen kommt in das Elternhaus des Vaters, in dem nun drei Schwestern des Vaters wohnen. »Ja, nun war Katrinchen zu Haus. Das war der Flur, von dem Väti erzählte, hinter der bunten Glastür die großen Danziger Schränke [...]«⁹⁷). Überall begegnen dem Kind die Spuren der Vorfahren: die Bilder der Großeltern, Großpapas Rollsekretär. Und sie hört die Familiengeschichten mit alten Konflikten. Katrinchen erfährt von dem tiefen Zerwürfnis des Vaters und der Tanten mit deren Großmutter, also Katrinchens Urgroßmutter, deren Haus sie nie betreten. Auf geheimnisvolle Weise wird Katrinchen eines Abends im März von einem weißen Hund zu einem alten Haus geführt, das sie jedoch »wiedererkennt«, und sie erblickt eine Gestalt in einem weißen Schal — ihre Urgroßmutter, wie ihre Tanten sie beschrieben haben. Der weiße Spitz der Urgroßmutter hatte ihr bis zu ihrer Sterbestunde Gesellschaft geleistet. Als sie den Tanten ihr Erlebnis erzählt, sehen diese darin die Versöhnung mit der Großmutter.

Das Mystische bricht erst am Ende der Erzählung durch, ohne vorher angekündigt worden zu sein. Der Leser erkennt mit Katrinchen zusammen das alte Haus aus den Erzählungen der Tanten, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt: Die Tanten haben das Haus nie betreten; genauere Kenntnisse kommen Katrinchen aus einer besonderen Gabe, die denn auch fraglos hingenommen wird. Ansonsten liegt hier das »Hohelied der Tanten« vor; Agnes Miegel hat ihren Tanten, mit denen sie immer eng verbunden war, ein liebevolles Denkmal gesetzt — nicht nur in diesem Text, und Katrinchens Schrecken, als sie ihren Namen als den einer Vorfahrin entdeckt, geht ebenfalls auf eigenes Erleben der Autorin zurück. Der Mensch steht in der Kette der Generationen in vielfältiger Bindung. Dabei prägen nicht nur Vater und Mutter, sondern Vorfahren und Verwandte verschiedenen Grades das Kind ebenfalls. Umgekehrt — und das zeigen die drei Elbinger Tanten — steht auch der Kinderlose in Beziehung zur nächsten Generation.

Das Motiv der Heimkehr intensiviert sich natürlich in dem Nachkriegswerk der Agnes Miegel, als Vertreibung und Zerstreuung, Verschleppung und Gefangenschaft zum Massenschicksal geworden waren. Doch in den meisten ihrer Erzählungen bleibt sie beim Ja zum Leben, das auch die grauenhaftesten Erfahrungen und die schwersten Enttäuschungen nicht zerstören können. Hier soll exemplarisch nur eine Erzählung angesprochen werden, die diese Botschaft enthält: »Fischtag im Lager«. In einem Flüchtlingslager in Jütland erfährt eine Frau, Mutter von drei Kindern, daß ihr Mann in einem anderen Block sein könnte. Sie macht sich auf, in Begleitung ihres ältesten Sohnes Bruno, und findet ihn — mit einer jüngeren, verhärmten Frau und drei Kindern. Die Frau ist, wie andere Lagerinsassinnen schon be-

richtet haben, eine Kriegerwitwe mit zwei kleinen Kindern; nun liegt noch ein drittes aus der neuen Verbindung in einem Körbchen. Mit wenigen Worten erfahren die Beteiligten das Wichtigste voneinander. Der Mann hatte geglaubt, seine Familie sei auf der »Gustloff« umgekommen — die Frau stellt es richtig: Die Masern der Kinder hatten die Fahrt verhindert; sie kamen erst später heraus. Fritz, der Lieblingssohn des Vaters, ist gestorben; die anderen blieben unversehrt.

Eine Tragödie liegt vor, in der der Begriff des »Tragischen« sich erfüllt. Aus Irrtum und Unwissenheit, aber auch aus Ungeduld und Einsamkeit hat der Mann seine erste Familie verloren und ist ohne Schuld an zwei Frauen und eigentlich sechs Kindern schuldig geworden. Ebenso sehen sich die beiden Frauen an, die einander den Mann und den Kindern den Vater nehmen, ebenfalls ohne Schuld und doch in einer Verkettung, die sie ihres Lebens nicht mehr froh werden läßt. Hinzu kommen die Gefühlskonflikte, denen sie nun alle ausgesetzt sind. Die Verzweiflung dieser Menschen äußert sich nicht in Worten, sondern mehr in Gesten und Geräuschen. Da fällt ein Löffel klirrend auf den Blechteller, eine Hand wird bis zur Schmerzgrenze gedrückt, der Rücken des Mannes beugt sich.

Doch durch die Erzählung zieht sich der Duft der Bratfische — Zeichen des weitergehenden Lebens und Symbol von Geborgenheit selbst hier in dieser Umgebung. Bruno Preuß kommt von der Holzarbeit in die Baracke zurück, wo die Mutter die Flundern brät, die es heute im Lager gibt. Auf den schicksalhaften Gang zum andern Block nimmt er seine gebratene Flunder mit, und nach der tragischen Begegnung wenden sich Mutter und Sohn dem Essen zu, finden Wärme und Genuß und damit wieder neue Lebenskraft. Auch die schier unlösbaren Probleme bedeuten nicht das Ende. Das jüngste Kind der zweiten Frau gleicht dem verstorbenen Fritzchen — so wie in »Das Lösegeld« Lenes unehelicher Sohn Georg ihrem verstorbenen und gleichnamigen Bruder gleicht. Hier wie dort verzweifeln die Frauen nicht, sondern wenden sich dem Leben und seinen praktischen Anforderungen zu, Frau Laura Preuß in Dankbarkeit für ihre gesunden Kinder.

Zum Abschluß sei ein Prosastück angesprochen, das, wenn auch wahrscheinlich wieder unbeabsichtigt und unbewußt, moderne Nachfolger gefunden hat. Es ist die Erzählung »Der weite Weg«. Eine Flüchtlingsfrau erzählt ihr Leben. Sie ist zum Kaffee eingeladen bei der »Frau Doktor«, die auf Reisen gehen will und nach deren Wohnung sie unterdessen sehen soll, irgendwo in einer westdeutschen Großstadt. Die Frau Doktor hat Verständnis für das Schicksal der Frau, wie diese immer wieder betont. Die Frau Doktor sagt jedoch kein Wort; es ist ein Monolog, bei dem man nur an den Antworten erkennen kann, welche Fragen die Frau Doktor gestellt haben könnte. »Sie meinen, warum ich nicht bei meinem Fritz bin [...]«⁹⁸). »Nein, Frau Doktor, ich brauche die Tropfen nicht, ich weine nicht«⁹⁹). Ein schweres Schicksal kommt zur Sprache: die Kinder wurden »damals« nach Hessen auf ein Dorf geschickt, wo sie in Sicherheit waren. Der Mann kam beim »Landsturm« (Volkssturm) um. Dann die Russen und die Verschleppung nach Sibirien. Die Hoffnung auf »zu Hause« hielt den Lebenswillen hoch, Jahr um Jahr. Nach der Entlassung ein Fußmarsch bis zum heimatlichen Dorf im nördlichen Ostpreußen, wo nichts mehr stand. Und nun das Leben im



Agnes Miegel 1963

Westen, durch eine Welt von den modernen, etablierten Kindern getrennt. Nur die Nachbarin mit dem ähnlichen Schicksal kann zuhören und eben die Frau Doktor, die auch zunächst im Osten geblieben war und unter den Russen und Polen im Krankenhaus gearbeitet hatte. Der Monolog, hier an ein stummes Gegenüber gerichtet, ist wie eine der »Ungehaltenen Reden ungehaltener Frauen« von Agnes Miegels späterer Kollegin Christine Brückner. Diese läßt u. a. Katharina Bora, Christiane Vulpius, Effi Briest, Desdemona und Gudrun Ensslin sprechen. Alle diese Frauen haben in Wirklichkeit eben nicht gesprochen, sondern stillgehalten und ausgehalten. »Wenn du geredet hättest, Desdemona«, lautet folglich der Titel des Buches¹⁰⁰. Die einzelnen Reden sind als kleine und sehr wirkungsvolle Ein-Personen-Stücke bisher häufig aufgeführt worden. Eine »ungehaltene Frau« spricht bei Agnes Miegel nicht, eher eine verhaltene, die noch mehr als andere Frauen gelernt hat, den Mund zu halten. Ohnehin keine Freundin großer Worte wie ihre Landsmänninnen auch, hat ihr Schicksal sie noch mehr verstummen lassen. Einer Leidensgenossin kann sie sich offenbaren, und sie tut es in ihrer einfachen, unverfälschten Sprache. Würde man den Monolog aufführen, käme ein in sich geschlossenes, erschütterndes kleines Kabinetstückchen dabei heraus. Tragödien sind in unserer Zeit zur Sache des einfachen Volkes geworden.

Schlußbetrachtung

Ein reiches Prosawerk hat Agnes Miegel uns hinterlassen. Ihre erzählte Welt ist voller Leben, bevölkert von vitalen und praktisch handelnden Menschen. Idealisierte Heroen gibt es bei ihr ebensowenig wie undifferenzierte Bösewichter. Ihre Personen vereinen Fehler und Schwächen, Tugenden und Größe in sich und finden immer wieder zu einer einfachen Menschlichkeit. Es ist eine andere Menschlichkeit als die des deutschen Idealismus. »Denn alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit«, sagt Goethes Iphigenie¹⁰¹, aber sie ist eine Priesterin, und ihre Menschlichkeit ist sittliche Größe und Einklang mit sich selbst. Bei Agnes Miegel sind es die einfachen Menschen, die Krieg und Not, Schuld und Verbrechen mit praktischer Tat überwinden und damit das Weiterleben für Mensch und Kreatur ermöglichen. Die zutiefst getroffene Mutter der Lene, die für ihre »in Schande geborenen« Enkelkinder die Milch für Glumse ansetzt, die alte Prußenmagd, die an der Schwelle eines neuen Zeitalters, im Untergang ihrer Stammeskultur den Wildbraten zubereitet, zur großen Mutter betet und den Gästen ein Eimerchen mit Honigschnaps bereitet, die Störmersche, die auch im Wissen um die Betrügerin noch sagt, keine Frau könne verdammen, was an ihrer Brust gesogen hat — sie alle verkörpern das Menschliche, das alle Religionen, Kulturen und Nationen überdauert. Auch historische Persönlichkeiten werden auf das menschliche Maß zurückgeschraubt, werden faßbar, lassen sich anfassen. Die heilige Elisabeth steht als zierliche und doch energische Frau vor dem Leser, die Herzogin von Orléans bedauert, ihre Hunde nicht auf ihrem Sterbebett an den Füßen liegen zu haben, was sie immer liebte und was der Arzt nun verboten hat. Der Dichter Adalbert von Chamisso wird in der Erzählung »Die Blume der Götter« lebendig. Sein grandioser Traum führt ihn durch ferne Zeiten und eröffnet ihm Erkenntnisse, die dem gewöhnlichen Zeitgenossen verschlossen bleiben — Agnes Miegel gestaltet hier die Traumkraft und die visionäre Fähigkeit des verwandten Dichterkollegen —, und zugleich erlebt ihn der Leser als Familienvater und zufriedenen Ehemann. Ebenso wird Simon Dach in der Erzählung »Nachtspaziergang« in seinem Königsberger Umfeld liebevoll vorgestellt, während er zugleich von einem zukunftsweisenden Traum über sein Lied »Ännchen von Tharau« berichtet, unterbrochen von seinen gutmütig spottenden Begleitern. Der Traum erschüttert und rührt den heutigen Leser, zumal Agnes Miegel auch hier eigene zukunftsweisende Traumbotschaften mitverarbeitet hat.

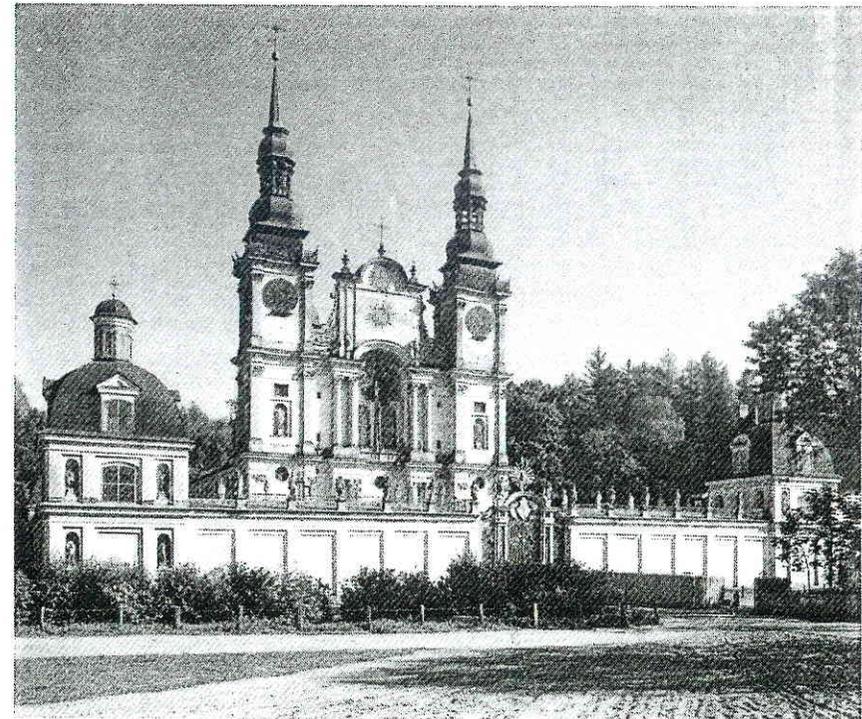
Agnes Miegels Welt ist bunt und sinnensfroh, in ihrer Prosa noch mehr als in der Lyrik und in den Balladen. Der literarische Realismus hat sich hier mit seiner Detailtreue und seiner Dingsymbolik fortgesetzt. Ihre Landschaften sind üppig, die Natur steht als Urkraft dem Menschen gegenüber. Stets ist das Wetter intensiv: Hitze, Kälte, Sturm wechseln und sprechen die Sinne des Lesers an.

Nur auf wenige Erzählungen konnte näher eingegangen werden, aber neben den großen Prosabänden gibt es eine Fülle von Texten, die »ins volle Menschenleben« hineingreifen¹⁰²⁾, besonders in ihr eigenes, das so viel Stoff bot. Immer wieder begeistert ihr »Mohrchen«, der »nur ein kleiner Hund und für Fremde eine struppiger, lärmender Affenpinscherbastard« war¹⁰³⁾, für sie aber das große Kinderglück und für inzwischen Millionen Leser und Zuhörer eine Quelle des Entzückens; bei dem »Bad am Samstagabend« spürt man den Duft von Seife und Kamille, warmer Milch und frischer Wäsche; ihre Weihnachtsgeschichten kann man Jungen und Alten vorlesen, sei es »Der gläserne Hirsch« oder »Weihnachten in der Fremde«; das immer wieder verarbeitete Schicksal der Landsleute stößt nicht nur bei der Erlebnisgeneration auf Erschütterung und Verständnis, es ist auch ein wertvolles Zeitzeugnis geworden. »Der kleine Hund« könnte ebenso im Dreißigjährigen Krieg spielen — die betrunkene und brüllende Soldateska hat sich nicht geändert in der Weltgeschichte. Und dem Opa Adomeit in der Erzählung »Opa Adomeit geht nach Hause« widerfährt dasselbe gnädige Geschick wie der Hecabe in den »Troierinnen«, sei es in der Tragödie des Griechen Euripides oder in der modernen Fassung des Franzosen Jean Paul Sartre: Er braucht — wie die alte Hecabe, die Mutter des Hector — nicht in fremder Erde zu sterben. Die Götter haben ein Einsehen und schicken ihm den Tod »auf seinem eigenen Grund und Boden«, so wie Hecabe in ihrem Heimathafen sterben darf, bevor sie das Deportationsschiff besteigen muß. Dagegen entfaltet eine Geschichte wie »Die Padrona erzählt« die ganze Fülle südlicher Lebensart und südlicher Fabulierfreudigkeit, und in dem zunächst etwas schwer zugänglichen Text »Der Erwählte« entsteht das biblische Morgenland, in dem der künftige Verehrer des Jesuskindes, Melchior, eben der Erwählte, selbst noch ein schutzbedürftiges Kind ist¹⁰⁴⁾.

Nur zwei Märchen gibt es von Agnes Miegel. Ihre dichterische Welt, in der sich die Natur und die Geisterwelt immer wieder berühren, in der Traum und Ahnung, Magie und Mystik eine wesentliche Rolle spielen, trägt dagegen überall märchenhafte Züge. Agnes Miegel vereinigt den Realismus eines tatkräftigen, praktischen Lebens mit dem Wissen um eine andere, jenseitige Welt, sie verbindet Sinnenfreude und vitalen Lebensgenuß mit einer latenten Melancholie und einer ständigen Todesnähe.

Ihren präzisen Beschreibungen verdanken wir es, daß Ostpreußen nicht untergegangen ist, daß Königsberg »nicht sterblich« ist, denn in ihren Schilderungen wird alles festgehalten. Die Perspektive allerdings geht oft über jeden realistischen Standpunkt hinaus. Von wo aus mag wohl das herbstliche Ostpreußen beschrieben worden sein, wie es im folgenden Text geschieht? Hier hat die Dichterin das Land, das sie gut kennt, in ihrem Inneren erstehen lassen.

»O Mutter Ostpreußen, wie liegst du feierlich und erntemüde unter dem bunten Herbstkranz — so still wie deine alte Wallfahrtskirche, die Heiligelinde, dort im Wald liegt. Aus dem goldnen Abend tauchen deine kleinen Städte mit den mächtigen Toren, den hohen, roten Ordenskirchen, mit den Ordensschlössern und Bischofsburgen. Es funkeln die Blumen in deinen Gärten, nirgends blühen die Dahlien so edelsteinbunt wie unter deinem östlich hellen Licht, als ob es in ihnen Erinnerung weckt an die Gebirgsklarheit der mexikanischen Heimat! Der Goldball strahlt überm Zaun in Vorstadtgärten und am Lattenzaun der kleinen Bauernhäuser, die Schienenstränge blitzen, grüne Barocktürme ragen in die Helle des Abendhimmels, Wasser funkelt unter bunten Speichern am Hafengebäude, Wasser funkelt aus engen Altstadtgassen, aus grünem Gartenkranz, aus einem weiten Ring der aller schönsten Haine, die je eine deutsche Stadt festlich um sich wand — o Königsberg, Vaterstadt, wer ist so schön wie du im Glanz des Herbstabends — du Herz des frohesten, buntesten Herbstlandes Deutschlands — deines alten Grenzlandes Ostpreußen?!«¹⁰⁵⁾



Heiligelinde



Gedenktafel am letzten Königsberger Wohnsitz
von Agnes Miegel, Hornstraße 7

Anmerkungen

- 1) »[...] Bilder aus den verschiedenen Entwicklungsstadien meines Heimatvolkes, 1. 'Landsleute' (späte Völkerwanderungszeit, als an der Küste hier Gotenreste wohnten), 2. 'Ordensbrüder' (um 1300 Untergangszeit des preußisch-skandinavisch-blütigen Adels, Einbürgerung des Ordens), 3. 'Engelke' (Tatarenzeit), 4. 'Geburtstag' (Einbürgerung der Salzburger) [...]« (Anni Piorreck: Agnes Miegel. Ihr Leben und ihre Dichtung. Eugen Diederichs Verlag, München 1990. Ebd. S. 151).
- 2) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Erzählungen. Gesammelte Werke, Bd. III. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1954, S. 52.
- 3) ebd. S. 59/60.
- 4) ebd. S. 69.
- 5) ebd. S. 70.
- 6) ebd. S. 71.
- 7) ebd. S. 72.
- 8) ebd. S. 74.
- 9) ebd. S. 74/75.
- 10) ebd. S. 75.
- 11) ebd. S. 90.
- 12) Anni Piorreck, ebd. S. 153.
- 13) ebd. S. 152/153.
- 14) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 133.
- 15) Anni Piorreck, ebd. S. 152.
- 16) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 142.
- 17) ebd. S. 143.
- 18) ebd. S. 135.
- 19) ebd. S. 183/184.
- 20) ebd. S. 202.
- 21) ebd. S. 209.
- 22) vgl. z. B. Helga Lippelts letztes Buch »Der Geschmack der Freiheit«, Mitteldeutscher Verlag, Leipzig 1991.
- 23) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 275.
- 24) ebd. S. 276.
- 25) ebd. S. 277.
- 26) Johann Wolfgang von Goethe: Faust. Erster Teil. Hamburger Lesehefte Nr. 29. Husum Verlag o. J., S. 94.
- 27) ebd. S. 95.
- 28) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 277.
- 29) ebd. S. 277.
- 30) ebd. S. 282.
- 31) Goethe: Faust. Ebd. S. 120.
- 32) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 284.

- 33) ebd. S. 282.
- 34) Anni Piorreck, ebd. S. 157.
- 35) Agnes Miegel: Weihnacht, Truso, Heimkehr. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln 1965, S. 213.
- 36) Joseph Schaitberger war zusammen mit Matthias Kammel und Simon Lindtner ein führender Pediger bei den Versammlungen der Protestanten im Salzburger Land. Als solcher wurde er 1686 gefangengesetzt und nach vielen Torturen, die seinen Glauben nicht brechen konnten, des Landes verwiesen. Seine acht Kinder mußte er zurücklassen. Er schrieb daraufhin das Exulantenlied:
*»Ich bin ein armer Exulant, also muß ich schreiben,
 Man tut mich aus dem Vaterland um Gottes Wort vertreiben.
 Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein, es ist dir auch so gungen,
 Jetzt soll ich dein Nachfolger sein, mach's Herr nach dein'm Verlangen.«*
 Paul Brock: Die Salzburger in Ostpreußen. Von ihrer Austreibung und Aufnahme in Preußen. Hrsg. von der Landsmannschaft Ostpreußen, Hamburg o. J., S. 14/15.
- 37) *»Der König von Preußen unterzeichnete am 2. Februar 1732 in Berlin eine Entschließung, in der er sich bereit erklärte, die evangelischen Salzburger in seinem Lande aufzunehmen und ihnen dort als seinen Untertanen eine neue Heimat zu bieten. In einem Anhang wurden die Vergünstigungen aufgeführt, die den Handwerkern und Bauern bei ihrer Ansiedlung in Preußen gewährt werden sollten«* (ebd. S. 22).
- 38) Agnes Miegel: Weihnacht, Truso, Heimkehr. Ebd. S. 230.
- 39) ebd. S. 223.
- 40) ebd. S. 226.
- 41) ebd. S. 233.
- 42) ebd. S. 246.
- 43) ebd. S. 246.
- 44) ebd. S. 267.
- 45) ebd. S. 272.
- 46) Anni Piorreck, ebd. S. 158.
- 47) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 225.
- 48) ebd. S. 225.
- 49) Die Angaben stammen aus der Datenkartei »Bedeutende ostpreußische Frauen« von Christa Wank.
- 50) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 243.
- 51) ebd. S. 243.
- 52) ebd. S. 251/252.
- 53) ebd. S. 236/237.
- 54) Anni Piorreck: Agnes Miegel. Ebd. S. 171.
- 55) Agnes Miegel: Gedichte und Prosa. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln 1977, S. 166.
- 56) ebd. S. 168.
- 57) ebd. S. 175.
- 58) ebd. S. 177.
- 59) ebd. S. 181.
- 60) ebd. S. 181.
- 61) ebd. S. 182.
- 62) Anni Piorreck: Agnes Miegel. Ebd. S. 159.
- 63) Marianne Kopp setzt sich mit der »anderen Wirklichkeit« und mit den Wesen, die der Menschen- und Geisterwelt angehören, besonders auseinander; sie spricht von einer »Doppelnatur«. (Vgl. Marianne Kopp: Agnes Miegel. Untersuchungen zur dichterischen Wirklichkeit in ihrem Werk. München 1988, S. 52 ff.)
- 64) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 106.
- 65) ebd. S. 132.
- 66) ebd. S. 267.
- 67) Marianne Kopp fügt hinzu, daß »Ännchen von Tharau« nicht von Simon Dach stammt, doch darum geht es nicht. *»Seine Empfänglichkeit für wahre Träume, deren Bedeutung die Nachgeborenen erst abschätzen können, ist von Agnes Miegel als eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Dichterpersönlichkeit gestaltet worden«* (Marianne Kopp, ebd. S. 44).
- 68) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 335.
- 69) ebd. S. 379.
- 70) ebd. S. 379.
- 71) ebd. S. 379.
- 72) ebd. S. 392.
- 73) Agnes Miegel: Gesammelte Gedichte. Gesamtausgabe Bd. I. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1952, S. 134.
- 74) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 212.
- 75) ebd. S. 213.
- 76) ebd. S. 213.
- 77) ebd. S. 218.
- 78) ebd. S. 334.
- 79) Ilse Aichinger: Wo ich wohne. Erzählungen, Dialoge, Gedichte. Fischer doppelpunkt, Frankfurt 1963, S. 12.
- 80) ebd. S. 18.
- 81) ebd. S. 18.
- 82) Agnes Miegel: Alt-Königsberger Geschichten. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln 1981, S. 182.
- 83) ebd. S. 183.
- 84) ebd. S. 184.
- 85) ebd. S. 192.
- 86) Anni Piorreck: Agnes Miegel. Ebd. S. 207.
- 87) vgl. Anni Piorreck, ebd. S. 205.
- 88) Agnes Miegel: Stimme des Schicksals. Ebd. S. 313/314.
- 89) ebd. S. 314/315.
- 90) ebd. S. 316.
- 91) ebd. S. 321.
- 92) ebd. S. 323.
- 93) ebd. S. 320.

- 94) Anni Piorreck, ebd. S. 205.
 95) ebd. S. 206.
 96) Agnes Miegel: *Weihnacht, Truso, Heimkehr*. Ebd. S. 279.
 97) ebd. S. 283. »Fischtage im Lager« steht in demselben Band in dem Teil »Heimkehr«.
 98) ebd. S. 359.
 99) ebd. S. 362.
 100) Christine Brückner: *Wenn du geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen*. Ullstein Taschenbuch 20623. Berlin 1989.
 101) vgl. Johann Wolfgang von Goethe: *Iphigenie auf Tauris*. Reclam Universal Bibliothek 83, Stuttgart o. J.
 102) Goethe: *Faust I. Vorspiel auf dem Theater*. *Hamburger Lesehefte* 29, S. 7: »Greift nur hinein ins volle Menschenleben!«
 103) Agnes Miegel: *Weihnacht, Truso, Heimkehr*. Ebd. S. 23.
 104) »Der Erwählte« steht in dem Band »Stimme des Schicksals«, »Die Padrona erzählt« steht in »Gedichte und Prosa«.
 105) Agnes Miegel: *Es war ein Land. Gedichte und Geschichten aus Ostpreußen*. Eugen Diederichs Verlag, Köln 1983, S. 167.

Literaturverzeichnis Werkausgaben ¹⁾

- Agnes Miegel: *Stimme des Schicksals*. Erzählungen. Gesammelte Werke, Bd. III. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1954.
Weihnacht, Truso, Heimkehr. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln 1965.
Gedichte und Prosa. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln 1977.
Gesammelte Gedichte. Gesamtausgabe Bd. I. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf 1952.
Alt-Königsberger Geschichten. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf, Köln 1981.
Es war ein Land. Gedichte und Geschichten aus Ostpreußen. Eugen Diederichs Verlag, Köln 1983.

Sekundärliteratur

- Anni Piorreck: *Agnes Miegel. Ihr Leben und ihre Dichtung*. Eugen Diederichs Verlag, München 1990.
 Helga Lippelt: *Der Geschmack der Freiheit*. Mitteldeutscher Verlag, Leipzig 1991.
 Paul Brock: *Die Salzburger in Ostpreußen. Von ihrer Austreibung und Aufnahme in Preußen*. Hrsg. von der Landmannschaft Ostpreußen, Hamburg o. J.
 Marianne Kopp: *Agnes Miegel. Untersuchungen zur dichterischen Wirklichkeit in ihrem Werk*. München 1988.
 Ilse Aichinger: *Wo ich wohne. Erzählungen, Dialoge, Gedichte*. Fischer doppelpunkt, Frankfurt 1963.
 Christine Brückner: *Wenn du geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen*. Ullstein Taschenbuch 20623. Berlin 1989.
 Johann Wolfgang von Goethe: *Faust. Erster Teil*. *Hamburger Lesehefte* Nr. 29. Husum Verlag o. J.
Iphigenie auf Tauris. Reclam Universal Bibliothek 83, Stuttgart o. J.

¹⁾ Die Titel werden nach ihrem Erscheinen im Text aufgeführt.